Katholische Blätter für
weltanschauliche Information

ORIENTIERUNG

Nr. 2 44. Jahrgang Erscheint zweimal monatlich Zürich, 31. Januar 1980

OBWOHL EINZIGARTIG in verschiedener Hinsicht, ist die Kirche in Holland ein Mikrokosmos der Gesamtkirche, und ihr Saatgut hat in den letzten dreißig Jahren rund um die Welt Frucht gebracht. Rückblickend ist es wirklich erstaunlich, wieviele Initiativen der Niederländer von weiterreichendem Einfluß waren: 1946 hatte Holland das erste pastorale Forschungsinstitut der ganzen Welt. ... Was sich in Holland in der Ökumene tat, wurde zum machtvollen Ansporn für die Gründung des römischen Einheitssekretariats. Sowohl «Pax Romana», die internationale Vereinigung katholischer Studenten bzw. Akademiker, als auch «Pax Christi» gehen zur Hauptsache auf holländische Initiativen zurück. *Concilium*, die internationale Zeitschrift für Theologie, ... wurde von einem Niederländer gegründet und hat ihr Hauptquartier in Nijmegen. Das erste Symposium europäischer Bischöfe trat 1967 in Holland (Noordwijkerhout) zusammen; an seinem Zustandekommen hatte der (noch im gleichen Jahr verstorbene) Bischof von Breda, *G. H. de Vet*, wesentlichen Anteil. Und schließlich war es Kardinal *Alfrink*, der auf dem Konzil als erster die Idee einer regelmäßigen Bischofssynode lancierte und als einer ihrer Hauptbefürworter auftrat. Wir alle schulden der holländischen Kirche Dank und hoffen, daß sie die verdiente Anerkennung findet.

Pionierkirche Holland

Diesem Dank und diesem Wunsch, in *The Tablet* (London) vom 12. 1. 80 zur *niederländischen Sondersynode in Rom* als Stimme aus der «Gesamtkirche» formuliert, möchten wir uns anschließen. Die Liste dessen, was über die Grenzen der Niederlande ausstrahlte, läßt sich unschwer erweitern. Denken wir an den Holländischen Erwachsenenkatechismus: nirgendwo sonst ist das von Papst Johannes XXIII. in seiner Konzilseröffnungsrede unserer Generation gestellte pastorale Programm im Auftrag der Bischöfe so entschlossen und umfassend angepackt worden. Oder erinnern wir an das Niederländische Pastoralkonzil, mit welchem die gesamte synodale Bewegung nach dem Konzil ihren Anfang nahm. Die Erinnerung an diese beiden «Zeichen» des Aufbruchs schließt allerdings auch jene an die ersten Konflikte mit Rom ein. Und während seit den Tagen des charismatischen Bischofs *Bekkers* von 's-Hertogenbosch († 1966) ein Netz von 15 000 Gesprächsgruppen das ganze Land überzog, erwies sich der Dialog mit Rom – trotz der ebenso souveränen wie menschlichen, mit Takt und Humor, vor allem aber mit seltener Weisheit begabten Persönlichkeit von Kardinal Alfrink (geb. 1900, im Amt bis 1975) – als überaus schwierig, ja alsbald von Mißtrauen und ungewöhnlichen Eingriffen belastet. Die beiden in den Jahren 1970/72 unter Brüskierung der einheimischen Instanzen einseitig von Rom aus erfolgten Bischofsernennungen in *Rotterdam* (Adrianus J. *Simonis*, geb. 1931) und in *Roermond/Limburg* (Matthijs *Gijsen*, geb. 1932) sind nicht nur ein Trauma geblieben. Sie trugen in die Bischofskonferenz den Keim zu eben der Spaltung, die nun zum Anlaß für die «Sondersynode» in Rom geworden ist.

Zur Beurteilung der *Lage*, in welcher sich die niederländische Kirche befindet, sind im Vorfeld der Synode mehrere Studien erschienen. Wie verschieden der Ansatz zur «Geschichtsschreibung» über die Jahre nach 1920 bzw. nach 1950 sein kann, hat der Franziskaner *J. A. de Kok* in der «Internationalen katholischen Zeitschrift» (8 [1979] 512–523) anhand einiger Beispiele gezeigt, wovon eines im selben Jahrgang (S. 67–81 und 142–152) erschienen ist: *Jan Bots SJ*, «Kirche in Holland». Einem entsprechenden Aufsatz desselben Autors in *The Tablet* (redaktionell als «Verteidigung des ‹status quo›» präsentiert) wurde in der gleichen Ausgabe (5. 1. 80) im Sinne einer «anderen Interpretation der Vergangenheit und eines Blicks in die Zukunft» der Bericht des Vizegeneralobern der Mill Hill-Patres, *John Wijngaards*, gegenübergestellt.

KIRCHE

Dank an die «Pionierkirche Holland»: Versuch einer Bilanz vor Beginn der Sondersynode in Rom – Holländische Inspirationen für die Gesamtkirche: u. a. Katechismus und Pastoralkonzil – Aber schwieriger Dialog mit Rom – Kontroverse Beurteilung der aktuellen Lage: Dekadenz *(J. Bots)* oder zukunftsverheißender Aufbruch *(J. Wijngaards)?* – Reformkurs nur eine Sache des Mittelstands? – Eine engagierte, mündige, singende Ortskirche. *Ludwig Kaufmann*

NICARAGUA

Dokument: Hirtenbrief der Bischofskonferenz: Christliches Engagement «für ein neues Nicaragua» in Kontinuität mit dem Kampf gegen das Somoza-Regime – Originalität der sandinistischen Revolution – Chancen des Befreiungsprozesses – Irrtümer und Mißbräuche sind möglich – Akzeptabler Sozialismus: «eine unabhängige, nicht kapitalistische, nicht totalitäre Gesellschaft» – Vorrangige Option für die Armen vom Evangelium her – Einziges Privileg der Kirche: Erfüllung des Evangelisationsauftrags.

Christlicher Glaube und sandinistische Revolution: Ein Indienmissionar bei einem «christlich-sandinistischen Seminar» in Managua – Von den Trümmern zu begeisterter Hoffnung – Eine Kirche auf seiten des Volkes – Christen arbeiten mit am Neuaufbau des Landes – Biblische Deutungen: Exodus und Auferstehung eines Volkes – «Gott ist nicht antirevolutionär» – Eine sozialistische Gesellschaft, aber nicht nach kubanischem Muster. *Henry Volken, New Delhi*

ISLAM

Renaissance oder Rückfall ins Mittelalter?: Rückgriff auf die Vergangenheit im Stil des Zionismus – Islam als verjüngende, alternative Kraft – Besinnung auf die eigene Identität gegenüber westlichem Kulturimperialismus – Der Kleidungswechsel macht noch keine Revolution – Strafrecht zwischen Humanismus und sakraler Ordnung – Ja zum islamischen Gerechtigkeitsideal, aber nein zur unkritischen Flucht in die Theokratie – Muhammads Realismus gegen fundamentalistischen Pflichtenkatalog – Verheerender Einfluß der wahhabitischen Theologie – Ohne Weltoffenheit keine islamische Renaissance. *Smail Balic, Wien*

LEHRAMT

Zur römischen Erklärung gegen Hans Küng: «Die malträtierte Glaubwürdigkeit» – Zwischen recht haben und Rechthaberei – «Das Gesamtvolk Christi ist unfehlbar» – Glaubenskongregation nimmt es mit Konzilstexten nicht allzu genau – Sperrige Fakten der Glaubensgeschichte lassen sich nicht weginterpretieren – Wo bleibt die gemeinsame geduldige Bemühung aller Verantwortlichen? *Theodor Schneider, Mainz*

Alle Autoren sind sich darüber einig, daß – vorbereitet durch die Zwischenkriegszeit – nach dem Zweiten Weltkrieg ein entscheidender Aufbruch der Kirche im Sinne eines neuen Verantwortungsbewußtseins der *Laien* stattgefunden hat. Alle wissen um die Zeiten, da der Pfarrer alles bedeutete und auch die katholischen Organisationen unter Führung eines Priesters standen. Alle wissen auch von der damaligen Abkapselung der niederländischen Kirche zu berichten und in Verbindung damit von einem «Seminar-Rigorismus», vom Mißtrauen gegenüber jeglicher höheren Bildung, von kleinbürgerlicher Mentalität und schließlich von der Tendenz, «päpstlicher als der Papst» zu sein.

Sowohl de Kok wie Wijngaards aber machen darauf aufmerksam, daß die *Geschichte anders aussieht*, je nachdem sie von der Diaspora im Norden oder von den katholischen Stammlanden im Süden aus geschrieben wird. Dort in Brabant und zumal in Maastricht gab es nämlich die anderswo fehlende liberal-katholische Oberschicht. Nicht von ungefähr wurde gerade von dort her im vergangenen November ein Brief von 150 Notabeln und Rentnern an den Papst gesandt, in dem der «rapide und ausgedehnte Abfall im Glauben, der unter dem Deckmantel der Erneuerung in den Niederlanden vor sich geht», beklagt wurde.

Diese Sicht von Abfall und «Zersetzung» teilt auch J. Bots. Wer wie er als Hauptkriterium für die Lebendigkeit des Glaubens die Zahl der Priesterweihen nimmt, kann nur erschrecken, wie – nach einem unerhörten Boom vor allem der Ordenspriester von 1926-1941 – die Kurven von 1958 an unaufhaltsam absinken, bis sie 1976 bei neun Ordenspriestern und vier Weltpriestern angelangt sind. Gleichzeitig mit diesem Niedergang «im Sog der Prosperität» sieht Bots aber den Aufstieg, ja die *«Machtübernahme» der Neureichen* oder, wie er auch sagt, der «Intellektuellen und Halbintellektuellen» am Werk.

Eine Kirche des Mittelstandes?

Diese Leute, die «erste Generation der (aus dem Mittelstand aufgestiegenen) Akademiker», hätten in der Kirche das Sagen bekommen und dank der in Holland mächtigen Institutionen ihren neuen aufgeklärten Geist «allen andern Klassen aufgedrängt». So gebe es keinen Bereich, in dem diese «höhere Mittelklasse» nicht ihre Herrschaft ausübe: in der theologischen Bildung (die früher auf 30 Institute für den Welt- und Ordensklerus verteilt war und heute in fünf Fakultäten konzentriert ist), in der Katechese, der Mission, der Ökumene, ja auch in den Verbänden der Ordensleute (von denen einer über 20000 Schwestern umfaßt). Nur in der Liturgie vermag Bots weder einen Verband noch eine leitende Institution auszumachen. Die «Leitung» habe hier ein Verlag, der die Hälfte der rund 1800 Pfarreien beherrsche. Von der breiten Streuung liturgischer Gruppen hingegen, von der Tatsache, daß in vielen Pfarreien eine Mehrzahl solcher Gruppen (wie auch eine Mehrzahl von Chören!) sich ablösen und so Kontinuität und Vielfalt garantieren, weiß Bots gar nichts zu berichten.

Gerade hier aber hakt Wijngaards ein: Gewiß müsse man die gesellschaftlichen Faktoren und auch die Rolle einer gebildeten Mittelschicht in Rechnung stellen. Aber viele der von Bots zur Erhärtung seiner These angeführten Fakten halten einer Nachprüfung nicht stand: «Sein Profil der schmalen Gruppe, die er für all die Änderungen verantwortlich macht, beruht auf der begrenzten Analyse einer einzigen progressiven Organisation, der sogenannten ‹Open Kerk›-Gruppe».

Diese Analyse in Ehren – sie stammt von O. Schreuder (vgl. den deutschen Aufsatz von Bots S. 73f.) –, aber die Verallgemeinerung (für die Schelsky bemüht wird) verfängt nicht. Die «Open Kerk» entstand in Roermond als Opposition gegen Bischof Gijsen: ihr «Profil» läßt sich legitimerweise nicht auf die gesamten Führungskräfte der holländischen Kirche übertragen: «An den Änderungen waren alle sozialen Klassen beteiligt, auch wenn der Mittelstand (der immerhin 48 Prozent der niederländischen Katholiken ausmacht!) voranging». In diesem Zusammenhang entkräftet Wijngaards auch die These von Bots, wonach Bischof Gijsen vom «gewöhnlichen Mann», von «einer Mehrheit» unterstützt werde. Die große, von *W. Goddijn* u.a. durchgeführte wissenschaftliche Umfrage «Nochmals: Gott in Holland» (Opnieuw: God in Nederland. OGN, De Tijd, Amsterdam 1979) findet jedenfalls *heute* für Bischof Gijsens «harte Linie» in Fragen der Moral und der Kirchengesetze nicht mehr als 7 – 10 Prozent Anhänger unter den Katholiken.

Dieselbe Arbeit von Goddijn u.a. wird nun von Wijngaards auch zur Beleuchtung der Gesamtlage herangezogen. Goddijn stellt bewußt Vergleiche mit einer früheren Umfrage (1966) an. Ein Absinken der Glaubensüberzeugungen (wie es die «Spiegel»-Umfrage – Nr. 52/1979 – auch für die Bundesrepublik bestätigte) ist nicht zu bestreiten; aber nicht innerkirchliche Ursachen, sondern die *gesellschaftlichen Umweltbedingungen* sind dafür verantwortlich. Es sind die großen städtischen Agglomerationen von Amsterdam, Rotterdam und Den Haag, wo nur noch 56 Prozent an Gott glauben (gegenüber 77 Prozent in Dörfern und Kleinstädten), wo 24 Prozent Zweifel anmelden und 21 Prozent sich als Atheisten bekennen! Und hier lassen sich auch weltweite Parallelforschungen anführen: «Die wirklichen Ursachen der heutigen religiösen Krise», so folgert Wijngaards, «liegen im Bereich der Konfrontation zwischen Kirche und Welt, zwischen Glaube und säkularem Leben.» Andere Diagnose fordert andere Therapie. Wo Bots und die Traditionalisten nur Abfall sehen und das Heil folglich von einer Rückkehr zu vorkonziliären Maximen (in erster Linie betreffs Autoritätsausübung) erwarten, optiert Wijngaards für die Fortsetzung einer Entwicklung, deren *positive Ansätze* durchaus Zukunft verheißen.

Laien, die den Mund auftun

Diese Entwicklung stand im Zeichen des *mündigen Laien*, wie ihn das II. Vatikanum zur Freude der aus Tradition demokratischen Niederländer forderte. Mündig wurde verstanden als «einen Mund haben» (und ihn gebrauchen!), wie *Marlène Tuininga* in ihrer neuesten, im Bistum 's-Hertogenbosch durchgeführten Untersuchung sagt (ICI Nr. 546, 15. 1. 80, S. 21–30). Es ging und es geht um Gespräch und um Mitsprache: «Seit zehn, fünfzehn Jahren erlebt man dort auf fast allen Ebenen des katholischen Lebens eine gigantische Befreiung des Wortes.» Aber beim pragmatischen Charakter der Holländer drängt das Wort rasch zur Tat: «Ein Gesetz, das nicht mehr gelebt werden kann, wird nicht gebeugt oder umgangen: man ändert es.» Zum Pragmatismus tritt dabei die von England herübergeholte Vorliebe für «kleine», überschaubare Strukturen, was nochmals die Mitsprache erleichtert und dem zentralistischen Trend widersteht.

«In Holland heißt deshalb katholisch sein mehr als anderswo *in seiner Pfarrei aktiv sein.*» Nach einer Umfrage von 1977, auf die 800 Pfarreien antworteten, ergab sich, daß in ihnen insgesamt 114580 «ehrenamtlich eingesetzte Laien» tätig sind, d.h. 139 pro Pfarrei bzw. 14 Prozent der Praktizierenden. Nach einer anderen Studie von Dr. *R. Scholten* (Kerk Al Doende. De Horstink, Amersfoort 1978) haben sich die freiwilligen Pfarreihelfer in ganz Holland seit dem Pastoralkonzil *verfünffacht* und die Rekordzahl von rund 230000 erreicht. Das Wirken dieser Laien ist überaus vielfältig. Von den 1797 bestehenden Pfarreien hat jede einen Administrationsrat, 1030 haben einen Pfarreirat, 1100 ein liturgisches Komitee (bzw. mehrere Liturgiegruppen), und insgesamt gibt es nicht weniger als 6000 Chöre, denn Hollands Kirche ist eine *singende Kirche!* Weitere Tätigkeiten erstrecken sich auf finanzielles Management, Lektorendienst, Caritas, Pfarreikatechese. Diese (auf alle Pfarreien bezogene Studie) rechnet mit 129 Freiwilligen pro Pfarrei, bzw. 87 auf jeden Pfarreipriester.

Diese wenigen Angaben wären durch viele andere zu ergänzen, die die Vitalität der Kirche in den Niederlanden bezeugen. Um diese Kirche in ihren konkreten Pfarreien und Diözesen geht es in Rom, viel mehr als um die sieben Bischöfe in ihrem Spannungsverhältnis 5:2, das man nach Kurienprojekten durch «Neustrukturierung» (Bistumsteilungen und Neuernennungen) verändern bzw. «mildern» will. Am grünen Tisch, abseits vom Kirchenvolk und ohne dessen Mitsprache verfügt, dürfte ein solches Programm kaum Chancen bieten. Was immer aber bei der Sondersynode im Rom herauskommt, es wird keineswegs nur Holland treffen. Was mit dieser *Pionierkirche* geschieht, die sich nach den Worten von Kardinal Willebrands dem «modernen Menschen» verpflichtet weiß, dürfte für die Probleme vieler anderer Orts- und Landeskirchen die Weichen stellen. Über Ablauf und allfällige Ergebnisse der Sondersynode, die bei Erscheinen dieser Nummer bereits vorbei ist, soll noch von Ort und Stelle in Rom aus berichtet werden.

Ludwig Kaufmann

KIRCHE IM BEFREIUNGSPROZESS

Aus einem Hirtenbrief der Bischöfe Nicaraguas

«Im Bewußtsein, daß viele Christen sich aktiv am Widerstand beteiligt haben und nun am Aufbau dessen, was die Revolution erreicht hat, mitarbeiten» (Vorwort), veröffentlichte am 17. November 1979 die Bischofskonferenz von Nicaragua einen Hirtenbrief über das «christliche Engagement für ein neues Nicaragua». Den entscheidenden Beitrag der Kirche und der Christen sehen die Bischöfe in der unbedingten Option bzw. im Kampf für die Armen. In deren Leiden und deren Versuchen der Befreiung[1] entdecken die Bischöfe eine «Macht der Evangelisierung», welche die Kirche zur Umkehr auffordert. Dieser Hirtenbrief steht in Kontinuität mit dem Engagement der Kirche Nicaraguas für die Armen: seit Beginn der siebziger Jahre haben Mitglieder des Episkopats, allen voran Erzbischof *Miguel Obando Bravo* von Managua, die Berechtigung des Widerstandes und des Kampfes gegen die Regierung von *Anastasio Somoza* klar zum Ausdruck gebracht.[2]

Im folgenden drucken wir den Hirtenbrief auszugsweise ab (die Untertitel stammen z. T. von der Redaktion). Zur Ergänzung bringen wir anschließend einen Erlebnisbericht über ein viertägiges «christlich-sandinistisches Seminar», das Einblick gibt in Mentalitäten und Meinungsbildungsprozesse in Nicaragua, zumal unter den Befreiungskämpfern. *(Red.)*

Wir haben erkannt, daß unser Volk in den Jahren des Leids und der sozialen Marginalisation die notwendige Erfahrung gesammelt hat, um sie jetzt in einer umfassenden und tiefgreifend befreienden Aktion einzusetzen.

Unser Volk hat in einem heroischen Kampf sein Recht auf ein Leben mit Würde, in Frieden und Gerechtigkeit verteidigt. Dies ist die eigentliche Bedeutung dieser gelebten Aktion gegen ein Regime, das die menschlichen, personalen und sozialen Rechte verletzte und unterdrückte. Wir haben schon in der Vergangenheit diese Situation als dem Anspruch des Evangeliums zuwider beklagt und möchten heute erneut betonen, daß wir uns die leidenschaftliche Motivation dieses Kampfes für Gerechtigkeit und Leben zu eigen machen.

Wir haben erkannt, daß das Blut derer, die in diesem langwährenden Gefecht ihr Leben gaben, daß der vorbehaltlose Einsatz der Jugend für eine gerechte Gesellschaft und daß die in diesem ganzen Prozeß herausragende Rolle der Frau – sonst gesellschaftlich diskriminiert – neue Kräfte mobilisieren für den Aufbau eines neuen Nicaragua. All dies unterstreicht die Einzigartigkeit der geschichtlichen Erfahrungen, die wir jetzt machen. Andererseits ist der Kampf unseres Volkes, selbst der Bauherr seiner Geschichte zu sein, grundlegend bestimmt durch das Denken und Werk *Augusto César Sandinos*. Dies macht die Originalität der nicaraguanischen Revolution aus, verleiht ihr den ganz eigenen Stil und drückt ihr den festen Stempel sozialer Gerechtigkeit auf, der Bejahung nationaler Werte und der internationalen Solidarität.

Wir sehen in der Freude eines armen Volkes, das sich zum ersten Mal nach langer Zeit Herr seines Landes weiß, den Ausdruck einer revolutionären Schaffenskraft, die all denen einen breiten und fruchtbaren Raum eröffnet, die gegen ein unterdrückerisches System kämpfen und einen neuen Menschen schaffen wollen.

Wir achten die Entschiedenheit, mit der vom ersten Tag des Sieges an begonnen worden ist, den revolutionären Prozeß auf der juridischen Basis zu institutionalisieren. Sie zeigt sich z. B. in dem Entschluß, die vor dem Sieg angekündigten Programme aufrechtzuerhalten: Veröffentlichung der Satzung über die Rechte und Garantien der Nicaraguaner; konsequente Wahrung der Freiheit der Information, der parteipolitischen Organisation, des Kultes, der Bewegung; Rückgewinnung der Reichtümer für das Land durch Verstaatlichungen; erste Schritte einer Agrarreform etc. Sie zeigt sich weiter in der initiatorischen Fähigkeit, schon in den ersten Tagen des Prozesses eine nationale Alphabetisierungskampagne zu planen und zu organisieren, die den Geist unseres Volkes belebt und es befähigt, das eigene Geschick sicherer in die Hand zu nehmen und sich mit höherer Verantwortlichkeit und Klarsicht am revolutionären Prozeß zu beteiligen.

Wir beobachten im Land Konflikte zwischen gegensätzlichen Interessen, bedingt durch die Agrarreform, durch die Enteignung der Großgrundbesitze, etc., Konflikte, die durch den Umwandlungsprozeß der ökonomischen, sozialen, politischen und kulturellen Strukturen verschärft werden können.

Gefährdeter revolutionärer Prozeß

Wir sehen schließlich die Risiken, die Gefahren und die Irrtümer in diesem revolutionären Prozeß und sind uns dessen bewußt, daß es in der Geschichte Prozesse von absoluter menschlicher Reinheit nicht gibt. In diesem Sinne treten wir ein für die Freiheit der Kritik und der Meinungsäußerung als unverzichtbaren Mitteln, Irrtümer aufzuzeigen und zu korrigieren und die Errungenschaften des revolutionären Prozesses zu verbessern.

Wir glauben, daß der gegenwärtige revolutionäre Augenblick eine günstige Gelegenheit bietet, die *kirchliche Option für die Armen* wahr zu machen. Andererseits müssen wir eingedenk sein, daß keine geschichtliche revolutionäre Realisierung die unendlich vielen Möglichkeiten der Gerechtigkeit und der absoluten Solidarität erschöpfen kann, die dem Reich Gottes eigen sind.

Wie jeder menschliche Prozeß ist auch der unsere möglichen Irrtümern und Mißbräuchen ausgesetzt. Nicht wenige Menschen in Nicaragua fühlen in sich gewisse Sorgen und Ängste aufsteigen. Es ist unsere Pflicht als Hirten, die Beunruhigungen des Volkes abzuholen, zu dessen Dienst wir bestellt sind, und ihre objektiven Ursachen festzustellen. ...

... einige Sorgen, die zu uns gedrungen sind und die uns schwerwiegend erscheinen:

▷ Auch wenn es die Politik der Verantwortlichen war, Hinrichtungen oder Mißhandlungen der Gefangenen zu vermeiden und das Volk aufzurufen, keine Selbstjustiz zu üben, sind doch Übergriffe vorgekommen.

▷ Angesichts der vielbesprochenen Unordnung bis hin zum Verwaltungschaos sind wir uns bewußt, daß wir in Tagen der Kreativität und des Übergangs leben, und wir erinnern daran, daß der Wiederaufbau Sache des ganzen Volkes ist, nicht nur bestimmter Sektoren.

▷ Was die Freiheit der parteipolitischen Organisation betrifft, erscheint uns sehr dringlich die bewußte und aktive Beteiligung der Mehrheit des Volkes von Nicaragua am revolutionären Prozeß, in dem wir leben. ... Dies fordert von den gegenwärtigen Führern eine absolute Treue zum Volk der Armen, die sich an den Prinzipien der Gerechtigkeit orientiert und des Namens würdig ist, den sich die «Sandinisten» im Kampf für die Befreiung erworben haben.

Was ist Sozialismus?

Man kann, manchmal sogar voll Angst, die Befürchtung äußern hören, der gegenwärtige Prozeß in Nicaragua führe zum Sozialismus. Man fragt uns Bischöfe, wie wir darüber denken.

Wenn der Sozialismus – wie einige annehmen – sich dadurch widerlegt, daß er Menschen und Völker ihres Charakters beraubt, freie Gestalter ihrer Geschichte zu sein; wenn er versucht, das Volk blind den Manipulationen und Diktaten derer zu unterwerfen, die willkürlich Macht ausüben, dann könnten wir einen solchen falschen und unechten Sozialismus

[1] Vgl. zum Geschichtsbewußtsein der Sandinistischen Befreiungsfront und zu deren gegenwärtigen Problemen: Le Monde Diplomatique, Sept. 1979, S. 6–9; Jan. 1980, S. 18f.

[2] Vgl. Informations catholiques internationales (ICI), 15. Juli 1979, S. 14ff.

Lebendig lernen – glaubwürdig leben

Ausbildungskurse in der

Themenzentrierten Interaktion

geleitet von Dipl. Theol. Ruth Seubert, grad. Gruppenleiter, D-8771 Roden-Ansbach

Glauben lernen in Gemeinschaft

9. – 14. April 1980
25. – 30. Okt. 1980 mit Coleiter

Methodenkurse

4. – 9. März 1980 (Basiskurs)
14. – 19. März 1980 (Aufbaukurs)

Ort: Ferienland Mainspessart, Vollpension EZ/DZ DM 27,–.

Die Anmeldung erfolgt durch Überweisung der Kursgebühren DM 250,– (mit Coleiter DM 300,–) auf PSchA N 68534–856.

nicht akzeptieren. Ebensowenig könnten wir einen Sozialismus akzeptieren, der in Überschreitung seiner Kompetenzen dem Menschen das Recht auf die religiösen Motivationen seines Lebens oder das Recht auf öffentlichen Ausdruck dieser Motivationen und seiner Überzeugungen nehmen wollte; und dies gilt für jede Religion.
Genau so unannehmbar wäre es, den Eltern das Recht abzusprechen, ihre Kinder ihren Überzeugungen gemäß zu erziehen, oder andere Grundrechte der Person zu beschneiden.

Wenn dagegen Sozialismus – wie es sein sollte – Vorrang für die Interessen der Mehrheit des nicaraguanischen Volkes bedeutet und das Modell einer solidarischen, zunehmend partizipativen und national geplanten Wirtschaft verwirklicht, dann haben wir nichts einzuwenden. Ein solcher Entwurf einer Gesellschaft, der die gemeinsame Nutzung der Güter und Ressourcen des Landes gewährleistet; der es möglich macht, die menschliche Lebensqualität auf dieser Basis der Befriedigung der Grundbedürfnisse aller zu verbessern, scheint uns gerecht. Wenn Sozialismus den fortschreitenden Abbau der Ungerechtigkeiten und der herkömmlichen Ungleichheit zwischen Stadt und Land, zwischen Entlohnung der geistigen und körperlichen Arbeit impliziert; wenn er die Partizipation des Arbeiters an den Produkten seiner Arbeit und die Überwindung der ökonomischen Entfremdung bedeutet, dann gibt es im Christentum nichts, was diesem Prozeß entgegenstünde. Vielmehr hat Papst Johannes Paul II. noch vor kurzer Zeit in der UNO seine Sorge über die radikale Trennung von Arbeit und Eigentum zum Ausdruck gebracht.

Wenn Sozialismus impliziert, daß die Macht aus der Perspektive der großen Mehrheiten und unter wachsender Beteiligung des organisierten Volkes ausgeübt wird, so daß er zu einer wirklichen Übertragung der Macht auf die Volksklassen führt, wird er wiederum im Glauben nur Unterstützung und Ermutigung finden.

Wenn der Sozialismus zu kulturellen Prozessen führt, die die Würde der Volksmassen zu erwecken vermögen, und er sie ermutigt, ihre Verantwortung zu übernehmen und ihre Rechte einzufordern, dann handelt es sich um eine Vermenschlichung, die mit der in unserem Glauben verkündeten menschlichen Würde übereinstimmt.

Was nun den Klassenkampf angeht, so ist eine Sache die dynamische Wirklichkeit des Klassenkampfes, der zu einer gerechten Veränderung der Strukturen führen soll, und eine andere Sache der Klassenhaß, der sich gegen Personen richtet und radikal dem christlichen Primat der Liebe widerspricht.

Unser Glaube lehrt uns, daß es eine unaufkündbare christliche Pflicht ist, sich die Erde «untertan» zu machen und die Welt sowie die Produktionsressourcen zu verwandeln, um dem Menschen das Leben zu ermöglichen und aus diesem Land Nicaragua ein Land der Gerechtigkeit, Solidarität, des Friedens und der Freiheit zu machen, in dem die christliche Botschaft vom Reich Gottes ihren vollen Sinn erfährt.

Wir haben darüber hinaus das Vertrauen, daß der revolutionäre Prozeß etwas Eigenständiges, Schöpferisches erstellen wird: etwas zutiefst Nationales und nicht Imitatorisches. Denn zusammen mit den Mehrheiten von Nicaragua erstreben wir einen Prozeß, der beständig zu einer besseren, echt nicaraguanischen, nicht kapitalistischen, unabhängigen und nicht totalitären Gesellschaft hinführt.

Motivation vom Evangelium her – Option für die Armen

Verschiedentlich haben wir in der Vergangenheit versucht, die Situation unseres Vaterlandes vom Evangelium her zu beschreiben (vgl. unsere Schreiben vom 8. Januar 1977 und vom 8. Januar 1978). Erst kürzlich, am 2. Juni dieses Jahres, haben wir uns für das Recht des Volkes von Nicaragua zur revolutionären Erhebung ausgesprochen. Bei all dem stützen wir uns auf die Treue zum Evangelium und auf die traditionelle Lehre der Kirche. Es ist auch jetzt in der neuen Situation unsere Pflicht, mit einem Wort des Glaubens und der Hoffnung zum gegenwärtigen revolutionären Prozeß und zur Verwirklichung der Forderungen des Evangeliums in ihm Stellung zu nehmen.

Der Kern der Botschaft Jesu ist die Verkündigung des Reiches Gottes, eines Reiches, das auf der Liebe des Vaters für jedes menschliche Wesen und auf dem bevorzugten Platz der Armen basiert, eines globalen Reiches, dem sich nichts entziehen kann. Das Reich Gottes verkünden heißt den Gott dieses Reiches verkünden und seine Vaterliebe als Grundlage der Brüderlichkeit unter allen Menschen.

Jesus erklärt uns, daß dieses Reich Befreiung und Gerechtigkeit bedeutet (vgl. Lk 4, 16–20), weil es ein Reich des Lebens ist; es aufzurichten ist die notwendige Voraussetzung für die Beteiligung und Mitarbeit am gegenwärtigen Prozeß für ein wirkliches Leben aller Menschen in Nicaragua ...

Der erste Beitrag der Kirche besonders in Nicaragua muß die Option für die Armen sein und die Verteidigung aller Maßnahmen und Gesetze, die ihn aus der Marginalität herausholen, seine Rechte zurückerobern und die Organisationen unterstützen, die seine Freiheit garantieren. Wir können und dürfen vor Risiken und möglichen Irrtümern nicht die Augen verschließen, sie gehören zu jedem geschichtlichen Aufbau, im Gegenteil glauben wir, daß sie mit aller Deutlichkeit und allem Freimut herausgestellt werden sollen im Geist des Evangeliums, das zu verkünden wir Aufgabe und Verantwortung haben. Aber wir sind auch überzeugt, daß wir dies in Authentizität nur dann vermögen, wenn wir mit Demut und Bestimmtheit den Ruf vernehmen, der vom Herrn in den Zeichen der Zeit an uns ergeht.

Und wir wollen diese Klarheit und Verpflichtung aufrechterhalten zusammen mit der ganzen kirchlichen Gemeinschaft von Nicaragua, auf deren Ermunterung und Beistand wir hoffen, und vereint mit dem armen Volk, dessen «Evangelisierungspotenz» wir herausgefunden haben. Es ruft unsere ganze Kirche zur Umkehr auf.

Die Herausforderung der gegenwärtigen Stunde

Die Augen Lateinamerikas sehen nach Nicaragua, so auch die Augen der lateinamerikanischen Kirche. Unsere Revolution ereignet sich zu einer Stunde, in der sich die katholische Kirche durch die Erfahrungen des Vatikanum II, durch Medellin und Puebla zunehmend bewußt geworden ist, daß die Sache der Armen ihre eigene Sache ist. ...

Die Revolution fordert von uns zunächst eine tiefe Umkehr der Herzen. Sie verlangt von uns auch Bescheidenheit im Lebensstil. Der Krieg und vor allem die vorausgegangene Sozialordnung haben uns trotz des natürlichen Reichtums unseres Landes einen Wirtschaftsnotstand als Erbschaft hinterlassen. Die Auslandsflucht der Fachleute im Verwaltungswesen und die unvermeidliche Ratlosigkeit am Anfang einer so radikalen Systemveränderung verschlimmern dieses Problem.

Wir müssen bereit sein, den Mangel an Lebensmitteln in Bescheidenheit zu ertragen und zu verhindern, daß die mittellosen Mehrheiten die Folgen dieses Mangels zu tragen haben. ...

Gleichzeitig rufen wir dazu auf, die Kapitalflucht ins Ausland zu beenden und das Kapital wieder im Land selbst zu investieren; den internationalen Handel und die Bedingungen, unter denen über die Auslandsverschuldung von Nicaragua verhandelt wird, gerechter zu gestalten. Wir sind überzeugt, daß all dies zur Linderung der Lebensmittelknappheit und zur Vermeidung vieler menschlicher Leiden beitragen würde. ...

Die Hoffnung dieser Revolution stützt sich vor allem auf die Jugend Nicaraguas. Sie hat in einem Maße Mut und Einsatzbereitschaft bewiesen, das die ganze Welt in Erstaunen versetzt hat, und sie wird jetzt Hauptträger der neuen «Zivilisation der Liebe» (Puebla), die wir alle aufbauen wollen ...

Für die Kirche verlangen wir Bischöfe von Nicaragua kein anderes Privileg als das der Erfüllung ihres Evangelisationsauftrages, der ein in Demut geleisteter, kostbarer Dienst am Volk sein soll. ...

Die Kirche muß lernen und lehren, die Ereignisse aus der Perspektive der Armen zu sehen, deren Sache auch die Sache Christi ist. Indem sie die Sache aller Nicaraguaner als ihre eigene Sache aufgreift, möchte die Kirche einen wichtigen Beitrag zur Entwicklung in Nicaragua leisten.

Möge die Jungfrau des Magnificat, die den Sturz der Mächtigen und die Erhöhung der Kleinen besingt, uns begleiten und helfen, in christlicher Weise unsere Pflicht zu erfüllen inmitten der harten und leidvollen Aufgabe, den Aufbau eines neuen Nicaragua zum guten Ende zu führen – in dieser Stunde, in der die Option für die Armen neue Horizonte der Hoffnung eröffnet.

Christlicher Glaube und sandinistische Revolution

In El Salvador hatte ich auf unvergeßliche Weise das Prophetische in einer verfolgten Kirche erlebt. Gespannt sah ich meiner Ankunft in Nicaragua entgegen. Wie wird sich dort im «befreiten» Land das Prophetische in der Kirche ausdrücken? Etwas besorgt entstieg ich dem Flugzeug, das mich nach Managua gebracht hatte. Beim Betreten des Flughafengebäudes sah man überall mit Maschinenpistolen bewaffnete Freiheitskämpfer. Sie führten die Kontrolle der Passagiere durch. Diese jungen Burschen mit langen Haaren, es waren darunter auch Mädchen, begrüßten uns jedoch mit freundlichem Lächeln: «Willkommen in unserm befreiten Land». Etwas Amüsantes ereignete sich bei der Kontrolle meiner Reisetasche. Ich hatte eine braune Jacke, die wie ein Militäranzug aussah. Ein Soldat zog sie aus meinem Gepäck und zeigte sie seinem Compañero: «Diese müssen wir wohl beschlagnahmen?» Dieser nickte bejahend. Nur Freiheitskämpfer dürfen so was tragen!

Auf der Fahrt in die Stadt erblickte man auf beiden Seiten der Straße eine große Zahl ausgebrannter und geplünderter Fabriken. Es war erschütternd zu sehen, was der Krieg allein in dieser Stadt zerstört hatte. Ich konnte mir ein ungefähres Bild von den gewaltigen Aufgaben zum Wiederaufbau dieses Landes machen, dessen wirtschaftlich-industrielle Basis fast ganz vernichtet wurde. Wüst und leer ist auch der vom Erdbeben (1973) zerstörte Stadtteil, in dem die aus den Fugen geratene Kathedrale dem völligen Einsturz entgegen sieht.

Von den Trümmern zur Hoffnung

Ich wußte nicht, wie mir geschah. Kaum war ich nämlich in Managua, saß ich auch schon in einem Vorlesungssaal der *Universidad Centroamericana,* die von Jesuiten geführt wird. Ein viertägiges Seminar über das Thema *Christlicher Glaube und Sandinistische Revolution* war in vollem Gange. Der Raum war zu klein, um die vielen Teilnehmer, Studenten, andere Laien, Priester und Ordensschwestern, zu fassen. Die Atmosphäre war erfüllt von überschwenglichen Gefühlen der Begeisterung, Freude und Hoffnung, was, wie ich später feststellen konnte, die Stimmung im Volk widerspiegelte. Öfters fiel das emotionsgeladene Wort *revolución,* und ich brauchte etwas Zeit, mich auf den Klang und den Sinn dieses Wortes einzustimmen. Ich dachte zurück an die Zeiten von Gessler und Wilhelm Tell, und das half. Der schmerzhafte Befreiungskampf, der fünfzigtausend meist jungen Menschen das Leben gekostet hatte, die Aufgabe und der Wille, eine neue und gerechtere Gesellschaft aufzubauen, dies alles kam im Wort *revolución* zum Ausdruck.

Das Hauptziel des Seminars war, wie es der Leiter, *Alvaro Argüello,* Jesuit und Dozent für politische Wissenschaften, ausdrückte, «den Christen Nicaraguas zu helfen, sich Rechenschaft zu geben über ihren Glauben und die Erlebnisse im Befreiungskampf». Darüber hinaus ginge es darum, sich auf die Bedeutung des entscheidenden geschichtlichen Augenblicks und damit der neuen Chance für Christen und Kirche, ihre Authentizität zu bezeugen, zu besinnen. Zur Frage stand, ob man gewillt war, sich im Rahmen der *revolución sandinista* entschieden zu solidarisieren und sich für die Aufgaben einer radikalen, humanistischen Umwandlung der Gesellschaft auf die Schaffung eines neuen Menschen in Nicaragua einzusetzen. Während des ganzen Seminars herrschte das Bewußtsein vor, daß die Geschehnisse in diesem Land bedeutsame Folgen für ganz Lateinamerika haben würden.

Was in Jahrhunderten nie mehr geschah, ist nun in Nicaragua Wirklichkeit geworden: Das christliche Volk bricht mit der ganzen Nation über die Befreiung von einer äußerst grausamen Diktatur in freudigen Jubel aus. Unterstützt von seinen geistlichen Führern hat es die größten Lasten dieses Befreiungskampfes getragen, denn Tausende – vornehmlich aus der jungen Generation – haben diese Chance zum Aufbau einer neuen und gerechteren Gesellschaft mit dem Opfer ihres Lebens erkauft. Die Seminarteilnehmer aus Chile, Kuba, Brasilien und andern lateinamerikanischen Ländern beglückwünschten ihre Glaubensbrüder aus Nicaragua: «Euer Volk hat bewiesen, daß christlicher Glaube nicht Entfremdung bedeutet, und die Kirche hat den Mut gehabt, auf seiten des Volkes zu stehen.» In der modernen Kirchengeschichte hat Nicaragua ein neues Kapitel geschrieben.

«Wir stehen erst am Anfang eines langen und schwierigen Befreiungsprozesses», sagte einer der Sprecher. Es geht um mehr als einen bloßen Wiederaufbau. Es handelt sich um ein geschichtliches Projekt, nämlich ein radikal neues Gesellschafts-

system aufzubauen. Zum erstenmal in der Geschichte des Landes ist das Volk selber Architekt seiner Zukunft. Das Volk hat sich mit der Sandinistischen Befreiungsfront (FSLN) identifiziert. Nun ging es konkret darum, sich mit dem Zukunftsprojekt und der Ideologie dieser Volkspartei auseinanderzusetzen. So kam es in diesem Seminar zu einem Podiumsgespräch zwischen Kommandanten der *frente sandinista* und den Meinungsführern des christlichen Seminars. «Was erwartet die FSLN von den Christen? Was erwarten die Christen von der FSLN?», lautete das Thema dieses Gesprächs, welches allerdings erst am Ende der Veranstaltung durchgeführt werden konnte, nachdem vorher die grundsätzlichen Fragen des christlichen Glaubens und der sandinistischen Ideologie in langen Gesprächen geklärt worden waren.

Für mich war es sehr aufschlußreich, mit mehreren Priestern ins Gespräch zu kommen (oder ihnen wenigstens zuzuhören), die in der sandinistischen Regierung sind oder ihr als Berater dienen. Jedermann kennt *Ernesto Cardenal*, den Priester, Dichter und Kulturminister der neuen Regierung. Sein Bruder *Fernando Cardenal*, ein Jesuit, ist Hauptverantwortlicher für das großangelegte nationale Erwachsenenbildungsprogramm. Mit einem Kader von 150000 «Lehrern» soll das weitverbreitete Analphabetentum überwunden werden. Ein anderer Priester ist im Gesundheitsministerium. Der fachmännische Berater für Landreform ist ebenfalls ein Priester. Er sagte mir: «Wir haben uns seit Jahren auf diesen Zeitpunkt vorbereitet. Jahrelang standen wir im Kontakt mit sandinistischen Führern, die zum Teil aus christlichen Studentengruppen herausgewachsen sind.»

Solche Gespräche machten es mir noch klarer, daß es hier nicht um abstrakte theoretische Erwägungen ging, sondern um ein Nachdenken über christliches Handeln, also um Praxis. Dazu war ein Zweifaches erforderlich. Einerseits mußte der geschichtliche Umwandlungsprozeß (man hieß dies «revolución») genau analysiert werden; andererseits mußte die spezifisch christliche Sendung in dieser Situation aus den Quellen der Frohbotschaft tiefer verstanden werden.

Glaube und sozial-politische Befreiung

Damit kam eine äußerst fruchtbare Dialektik ins Spiel, und zwar mit Fragen in zwei Richtungen: «Welche Anforderungen kommen an die Kirche durch den revolutionären Prozeß in Nicaragua?» Und: «Was bedeutet Christus für den in Gang gebrachten Befreiungsprozeß, der zur Vollendung weitergeführt werden muß?»

Auch in Europa weiß man von der Befreiungstheologie, daß sie Glaube und christliche Praxis in ihrer gegenseitigen Wechselwirkung zusammen sieht. Daß diese Polarität vorerst das erneuerte christliche Leben der Basisgemeinden kennzeichnet, ist wohl weniger bekannt. Oft wurde mir von Priestern und sogar von Bischöfen gesagt: «Das Volk hat uns bekehrt.» Zu Recht wird behauptet, in Lateinamerika werde eine neue Kirche aus dem Volk geboren. Die Kleinen und Schwachen, die in der Gesellschaft und in den Wirtschaftsplänen nichts gelten, habe Gott auserwählt, um die Macht seines Wortes zu offenbaren. In Nicaragua haben die Worte des Apostels Paulus eine aktuelle Bedeutung erlangt: «Was keine Existenz hat (Nicht-Volk, Nicht-Menschen), das hat Gott sich erwählt, um das, was etwas ist, zunichte zu machen ...» Die Exodusgeschichte hat sich neu verwirklicht. Die Sklaverei ist zu Ende, und ein Volk ist entstanden. Es war ein langer Marsch durch die Wüste. Wie damals wurden auch hier Fehler begangen. Mit solchem Schuldbekenntnis glaubt man aber um so mehr an das Kommen des Reiches Gottes, eines Reiches der Gerechtigkeit und der Liebe. Diese Befreiungsbewegung fordert den Einsatz für eine gerechtere und brüderliche Gesellschaft.

Ich erlebte dieses Seminar als ein tief religiöses Geschehen. In der theologischen Reflexion ging man über das Exodusereignis hinaus: «Am Kreuz offenbarte sich göttliches Verzeihen und Selbstvergessen, was bedeutet dies für die Kirche in Nicaragua im geschichtlichen Jetzt?» Die satanische Versuchung Christi, vom Kreuz herabzusteigen, wurde angewandt auf die Gegenwartssituation als Versuchung, dem Kreuz des Verzeihens und der Versöhnung auszuweichen und an den Feinden des Volkes Rache zu nehmen. Was dies konkret bedeutet, kann man aus der Antwort von *Ernesto Cardenal* an *Daniel Berrigan* ersehen: «Es ist keiner von denen getötet worden, die wegen ihrer Verbrechen den Tod verdient hätten. Kommandant Borge wurde 500 Stunden lang gefoltert. Er sagte zu dem von ihm erkannten Folterer: ‹Dies ist meine Revanche.› Er streckte ihm die Hand entgegen mit den Worten: ‹Ich vergebe dir.›» (Vgl. Publik-Forum 1979, Nr. 23, S. 5f.) Die Basisgemeinden, in denen eine neue Liebe und Kraft zur Einheit erwacht ist, ermöglichen es, in einer neuen Kirche Ferment zu sein, um eine neue Gesellschaft Wirklichkeit werden zu lassen.

In der biblischen Thematik vom Entstehen eines neuen Volkes wurde auch der Auferstehung Christi zentrale Bedeutung gegeben. Sie ist mehr als ein bloßes Symbol. In ihr ruht der Glaube des Volkes an die Auferstehung zu neuem solidarischen Sein. Aus diesem Glauben hat man in den schweren Tagen des Befreiungskampfes Mut gefaßt. Für die Kirchenführung muß dieser so verstandene Glaube sich im mutigen Entschluß auswirken, auf der Seite des armen Volkes zu stehen. Das Volk muß gefestigt werden im Glauben an seine Auferstehung, welche Gabe und zugleich Aufgabe ist. Alle Christen sollen auferstehen zu einer evangelischen Lebensweise, die im Geiste Christi danach drängt, sich einzusetzen für das Wohl der *compañeros*. Gerade dieses Wort hat heute in Nicaragua einen neuen und motivierenden Klang, der stark biblisch geprägt ist. Entstanden in der Leidensgeschichte eines Volkes, klingt er jetzt wie ein Ostergruß und drückt das Versprechen aus, den noch langen Weg «mit den andern» zu gehen.

Manches, was im Seminar zum Ausdruck kam, könnte aus der Perspektive von Europäern mißverstanden werden. Dies trifft sicher auf eine in Variationen vorgebrachte Behauptung zu: «Gott ist nicht antirevolutionär, und die Kirche darf nicht antirevolutionär sein.» Damit wollte man sagen, daß Glaube nicht Opium für ein Volk, das unter einem ungerechten gesellschaftlichen System schmachtet, sein darf.

Es wurde daran erinnert, wie groß der Mißbrauch der Religion in der Geschichte von Lateinamerika gewesen ist. Damals wagte man sich auf Gott und christliche Zivilisation zu berufen, um Militärregimes zu rechtfertigen, die dem Volk nichts als Armut, Unterdrückung, Ausbeutung und Hunger brachten. Für Nicaragua ist das nun Vergangenheit. «Wir glauben an einen befreienden Gott.» «Liberador» war vielleicht das meist gebrauchte Adjektiv. Es wurde angewandt auf Kirche, Glaube, Liturgie, Katechese, Erziehung und ebenso nachdrücklich auch auf die wirtschaftliche und politische Organisation der Gesellschaft. «Gott ist revolutionär» will hier sagen, daß Gott Änderung und Umwandlung will. Der Geist Gottes macht alles neu. Gott will nicht, daß Menschen Mitmenschen verachten, unterdrücken, ausbeuten und foltern. Von Menschen geschaffene Systeme, die solches Fehlverhalten fördern, unterstützen und organisieren, müssen ausgeschaltet werden.

Eine sozialistische Gesellschaft – keine Kubanisierung

Das Ziel der Sandinistischen Befreiungsfront (FSLN) ist es, eine *sozialistische* Gesellschaft aufzubauen. Alle Sprecher an diesem Seminar waren sich darüber einig, daß nur eine sozialistische Gesellschaft ihrem Volk für die Zukunft Gerechtigkeit und Brüderlichkeit bringen kann. Man ging sogar weiter mit der Behauptung, daß nur in einer sozialistischen Gesellschaft die wahren christlichen Werte gerettet werden können. Ohne Kenntnis der Geschichte Nicaraguas und der in ihr verheerenden Rolle der Vereinigten Staaten wird man nicht leicht den Sinn solcher Behauptungen zu würdigen wissen. Will man doch eine neue Wirtschaftsordnung, die auf Befriedigung der Grundbedürfnisse des Volkes ausgerichtet ist. Es soll nur eine Klasse von Bürgern geben: nicht Campesinos ohne Land, ohne Arbeit, ohne Bildung und ohne Gesundheitsdienste. Man will nicht zwei Stockwerke in der Gesellschaft, ein oberes, dem alle Früchte der Entwicklungspolitik zugute kommen, und ein unteres, wo das Volk leer ausgeht. In aller Aufrichtigkeit gestanden Gesprächsteilnehmer, daß auch sie in der Vergangenheit dem «oberen» Stockwerk zugehört hätten. Darum läge in ihnen selbst, in ihren eigenen Ideen und Wertvorstellungen aus der alten (unbewuß-

ten) Ideologie, ein Hindernis gegen ein entschlossenes Mitwirken am Aufbau einer neuen Gesellschaft. Man gab der Überzeugung Ausdruck, daß die Christen im Rahmen des sandinistischen Aufbauprogrammes herausgefordert seien, ihren Glauben geschichtlich bedeutungsvoll zu leben. Ich konnte feststellen, daß dies mit den offiziellen Anweisungen der Kirche übereinstimmte. (vgl. auch den *Hirtenbrief der Bischöfe* in dieser Nummer S. 15ff.).

Man hörte allerdings wenig über die konkreten politisch-wirtschaftlichen Maßnahmen, die dem Land neue Sozialstrukturen geben sollen. Man verpflichtete sich zum Sozialismus als Weg zu wirtschaftlicher, sozialer und politischer Gerechtigkeit. Daß die Großzahl der Bevölkerung sich über dieses Ziel einig ist, versteht sich leicht. Schwieriger dürfte eine Einigung auf konkrete Maßnahmen sein.

Das Seminar verdankt zum Teil seinen «großen Erfolg» dem Umstand, daß man auf die vielen komplexen Fragen nicht einging. Selbst wenn das Volk tatsächlich eine sozialistisch ausgerichtete Wirtschaft bejaht, darf doch nicht übersehen werden, daß man für den dringenden Wiederaufbau enorme finanzielle Unterstützung gerade von jenen Staaten und internationalen Institutionen braucht, die kein Interesse haben, in Lateinamerika ein sozialistisches Wirtschaftssystem zu fördern. In den Vereinigten Staaten und Europa besteht ja die Hoffnung, daß ausgerechnet die finanzielle Abhängigkeit eine Sozialisierung Nicaraguas verhindern werde.

Beim europäischen Leser mag dieser Bericht den Eindruck erwecken, die Christen in Nicaragua seien erbarmungswürdig naiv, sie würden, ohne es zu merken, vom Weltkommunismus – insbesondere durch Kuba – manipuliert werden. Sieht man in der Entwicklung des heutigen Nicaragua nicht bereits Anzeichen einer wachsenden Kubanisierung des Landes? In Kreisen, in denen ich mich bewegte, teilte man diese Befürchtungen keineswegs. Die Beziehungen zu Kuba seien gewiß sehr freundlich, aber durchaus nicht dominierend. Aus der Erfahrung der Vergangenheit ist das ganze Volk vor allem dem Einfluß der Vereinigten Staaten gegenüber allergisch. Man singt deshalb auch aus voller Kehle die sandinistische Nationalhymne, in der es heißt: «die Yankees, die Feinde der Menschheit». Für einen Besucher tönt dies schockierend. Wenn man aber weiß, wie *Somoza* an die Macht kam und was ihm am meisten half, an der Macht zu bleiben, kann man es einigermaßen verstehen. Nirgends geschieht Politik durch kalten Verstand allein. Jedenfalls pocht man in Nicaragua auf das Recht der freien Selbstbestimmung ohne Druck von Supermächten. Die Christen sind überzeugt, daß sie die Zukunft des Landes mitbestimmen werden.

Ich habe auf meiner Reise durch Mittel- und Südamerika überall dieselbe Beobachtung gemacht: Was in Nicaragua geschehen ist, gibt dem Volk große Hoffnung auf eine neue Zukunft der Freiheit, Gerechtigkeit und Brüderlichkeit.

Henry Volken, New Delhi/Indien

DER AUTOR, der aus der Schweiz stammende P. Henry Volken SJ, leitet seit 1977 von New Delhi aus ein mobiles Ausbildnerteam für die arme Landbevölkerung Indiens. Vorher war er Mitarbeiter am «Indischen Sozialinstitut» in Poona und dann Gründer und Direktor einer Schule für Sozialarbeit in Bangalore. 1979 bereiste er Lateinamerika, um die Arbeitsmethoden der dortigen Basisgemeinden zu studieren.

Weltislam heute – Renaissance oder Rückfall?

Der Ausbruch einer politisch motivierten «islamischen Revolution» im Iran zur Jahreswende 1978/79 und die rebellionartige Moscheebesetzung von Mekka zur 15. Jahrhundertwende der *Hiǧra* (November 1979) lösten in aller Welt Schocks aus. Man sah darin, wohl mit Recht, Vorboten neuer Wirren, die sich vor allem auf die Weltwirtschaft negativ auswirken könnten. Gleichzeitig wurde man sich des verhängnisvollen Informationsdefizits bewußt, das bis dahin über den Islam und seine Lebenskraft geherrscht hatte. Seither bewegt die Frage nach dem Stellenwert dieser Religion im politischen, wirtschaftlichen und kulturellen Geschehen zusehends die Weltöffentlichkeit.

Was geschieht heute im Weltislam? Erlebt er eine Renaissance oder, wie viele meinen, einen Rückfall ins Mittelalter? Die islamische Welt besinnt sich auf ihre Ursprünge. Sie ist von einem Prozeß erfaßt worden, der in seiner Entstehungsgeschichte und in seinen Zielsetzungen und Dimensionen etwa mit jenem Prozeß vergleichbar ist, den der Zionismus im Judentum ausgelöst hat. Ja, er ist in seinen politischen Aspekten geradezu eine Antwort darauf.

Der Rückgriff auf die Vergangenheit ist aber von Haus aus ein Wesenszug des Islam. Verstand doch Muhammad seine Botschaft als die wiederhergestellte göttliche Offenbarung. So sehr sich darin eine konservative Grundausrichtung des Islam bekundet, so unleugbar ist die Tatsache, daß er sich im Gesamtablauf der geschichtlichen Geschehnisse – zumindest in den ersten Jahrhunderten seiner Wirksamkeit – als eine verjüngende Kraft auswirkte. Die Menschheit verdankt ihm ein überaus reiches Kulturerbe.

Islamische Alternativlösungen für die heutige Zeit?

Was ist aber von der gegenwärtigen Rückbesinnung auf das Alte zu erwarten? Inwieweit können die wiederbelebten Wertvorstellungen, die man als «Reislamisierung» versteht, das Leben des heutigen Menschen bereichern? Die Rezepte der Altvordern – als Gesamtheit genommen – sind heute zwar nur noch stückweise anwendbar, doch sie eröffnen Einblicke in vergessene Möglichkeiten und bieten gelegentlich auch Alternativlösungen für konkrete menschliche Situationen. So kann man auf ihren Grundlagen z. B. lernen, wie der Konsumzwang bewältigt und die technischen Sachzwänge ausgeschaltet werden könnten.

Die Überbetonung der eigenen Geisteshaltung in der Gemeinschaft der aufeinander angewiesenen Nationen wirkt befremdend. Sie scheint aber im Fall der wiedererwachten muslimischen Nationen des Ostens unvermeidlich, weil sie ein wirksames Mittel zur Bekämpfung des Kulturimperialismus ist.

Die gebotenen «islamischen» Lösungen sind radikal und herausfordernd. Sie befriedigen die human denkenden Menschen nicht immer, doch sie zeigen die Schwächen der säkularisierten Welt auf. Der türkische Reformator *Mustafa Kemal Atatürk* (1881–1938) hat – von westlichem Denken inspiriert – in seinem Land die europäische Kleidung eingeführt. Aber deshalb ist die Türkei nicht gerade fortschrittlich geworden. – Der abendländische Mensch mokiert sich über die wieder in Gebrauch gekommene traditionelle Straßenkleidung der iranischen Frau. Dabei geht die Wiedereinführung dieser Kleidung auf eine ähnliche Denkweise zurück, wie sie Atatürk eigen war. Lediglich die Stoßrichtung ist eine umgekehrte. In beiden Fällen wird der Frage der Kleidung eine übertrieben große Bedeutung beigemessen. Verständlicher ist das iranische Verhalten, weil es eine demonstrative Note enthält und auf seine Weise den falschen Weg der Reformatoren von der Art Atatürks ablehnt.

Die Wiedereinführung der in der Erstzeit des Islam gepflegten Präventivjustiz durch Pakistan im Jahre 1979 erregte viele Gemüter in der zivilisierten Welt. Doch eine solche Justiz wurde vorher in Saudi-Arabien angewendet, ohne daß die Welt davon richtig Notiz nahm. Die Präventivjustiz kommt in der Regel einem rigorosen Kampf gegen das Verbrechertum gleich. Ihre drastischen, in barbarischer Manier zur Ausführung gelangenden Strafen verletzen das Lebensgefühl des modernen Menschen. Mag das Ergebnis dieses Strafvollzuges, wie man saudi-arabischerseits versichert, zeitweise eine vorbildliche Sicherheit sein, eine moralische Rechtfertigung geht ihm – mindestens unter den heutigen Umständen – ab. Schon gar nicht kann dieser Strafvollzug in einer Gesellschaft, die an sozialen Mißständen leidet, als moralisch gerechtfertigt erscheinen. Die grausame Art, in der die Rebellen von Mekka inzwischen hingerichtet wurden, haben die zivilisierten Menschen in aller Welt, darunter auch unzählige Muslime, zutiefst getroffen. Das Islam-Verständnis dieser Muslime divergiert von jenem, das die wahhabitischen Rigoristen[1] mit dieser traurigen Justizart vorexerziert haben.

[1] Zur vor allem in Saudi-Arabien starken Wahhabiten-Sekte vgl. H. Gstrein in: Orientierung 1979, S. 138f. *(Red.)*.

Es bleibt der Gesellschaft überlassen, ob sie sich für einen vorbehaltlosen Humanismus oder aber für eine vom sakralen Gesetz geprägte Ordnung, die dem Humanismus Grenzen setzt, entscheiden will. Im ersteren Fall hat sie mit dem Verbrechertum als Dauererscheinung, im zweiten Fall mit dauernden Einschränkungen und schmerzlichen Härten zu rechnen.

Gerechtigkeitsideal und Gottesstaatsillusion

Die Grundmotive der «Reislamisierung» sind:

▷ die Suche nach der verlorengegangenen Identität und

▷ die Sehnsucht nach Gerechtigkeit.

Die «islamische Revolution» ist daher in erster Linie ein konkretes Vorgehen, um diese Erwartungen zu befriedigen. Die Gerechtigkeit in göttlicher und menschlicher Sicht steht im Mittelpunkt der islamischen Lehre. Was im Christentum das Gebot der Liebe, ist im Islam vielleicht das Gebot der Gerechtigkeit.

Als Modell einer auf ideale Weise gerechten Gesellschaft bietet sich die *Erstgemeinde* mit all ihren gesellschaftlichen und politischen Implikationen an; eine sehr handgreifliche Vision, die sich angesichts der bitteren Erfahrungen der letzten Jahrzehnte den Volksmassen geradezu als die einzige Möglichkeit zur Erfüllung ihrer Sehnsucht nach Gerechtigkeit aufdrängt.

Die Rückbesinnung auf die alten Wertvorstellungen – ein wesentlicher Inhalt der fundamentalistisch verstandenen «Reislamisierung» – ist nicht überall in der islamischen Welt zu beobachten. In Ägypten z. B. wird zum Zeitpunkt der Niederschrift dieser Zeilen ein harter unterschwelliger Kulturkampf zwischen liberalen und rigoristischen Kräften des Islam geführt. Ähnliche Vorgänge spielen sich in Indonesien, Tunesien, Indien, Afghanistan, Sudan, Somalia und selbst im sonst fundamentalistischen Libyen ab.

Die Revitalisierung alter Wertvorstellungen im rechtlichen Bereich bedeutet zu einem erheblichen Teil die Wiederbelebung altmosaischer und altbeduinischer Rechtspraktiken. Unter den Volksmassen – meist Menschen von geringer Bildung – schafft sie die Illusion des «Gottesstaates». Den herrschenden Strukturen ist sie willkommen, weil sie von den drückenden sozialen und kulturellen Problemen ablenkt. Das Bekenntnis zu den alten Lebensmodellen macht darüber hinaus eine ernste Auseinandersetzung mit den Erfordernissen des modernen Zeitalters überflüssig und enthebt die Verantwortlichen zusätzlicher Lasten.

Die Flucht in die Vergangenheit ist seit langem eine regelmäßige Begleiterscheinung der Gedankengänge der traditionalistischen Intelligenz. Als Prinzip angewendet, führt aber diese Flucht in die Ausweglosigkeit. Die Hinwendung zu den Lebensschablonen des 7. Jahrhunderts – was sich die Fundamentalisten als vorbildliche Gesellschaft ausmalen! – kann nur einen Rückfall in eine kulturell wenig entwickelte Zeit bedeuten.

Als man ihn bat, das Wesen des Islam zu charakterisieren, antwortete ein arabischer Geograph des 14. Jahrhunderts, der Islam sei ein Dauergespräch des Menschen mit der Wüste. Hält man sich die Lebensbedingungen des arabischen Menschen im Mittelalter vor Augen, so findet man, daß diese Definition den Nagel auf den Kopf trifft. Der Islam ist aber in Wirklichkeit auch ein Gespräch des Gläubigen mit der biblischen Tradition. Diese beiden Komponenten haben ihm seinerzeit eine unglaubliche Dynamik verliehen. Heute verleiht ihm die Auseinandersetzung einiger muslimischer Völker mit dem Imperialismus und der Ausbeutung eine neue Chance. Darin liegt aber auch die Gefahr einer zunehmenden Politisierung des Islam und des Verlustes eines eigentlichen religiösen und ethischen Gehalts. Die Welt ist bereits seit Jahren Zeuge einer verhängnisvollen Manipulierung: der Islam wird in die Rolle eines politischen und gesetzgeberischen Schiedsrichters hineingedrängt. Die Frömmigkeit wird von der Politik überspielt. Der Scharfrichter überschattet den liebevollen Prediger, der – wie der Koran es ausdrücklich verlangt – mit väterlichem Rat *(mew'iza hasena)* die Gemeinde lehrt und leitet. Solche Zustände sprechen nicht von einer Renaissance; sie sind eher der Ausdruck eines Rückfalls.

Wo bleibt Muhammads Realismus?

Muhammad lehrte, daß ein einfacher unkomplizierter Glaube Gott am liebsten sei[2]. Ein Kapitel der berühmten Traditionssammlung von *Isma'il al-Buhari* (gest. 870) ist dem Gedanken gewidmet, daß der Islam eine Lebenshilfe und eine Entkrampfung für den Gläubigen bedeuten sollte. Die Fundamentalisten machen aber gerade das Gegenteil daraus. Wer weiß schon unter dem Ansturm der Flut fundamentalistischer Darstellungen des Islam, daß z. B. das Ramadan-Fasten nur von denjenigen Gläubigen eingehalten werden muß, die es ohne Nachteile ertragen können? Die dazu nicht in der Lage sind, haben die Möglichkeit, sich durch ein Almosen oder durch die Verpflichtung, einen Armen zu ernähren, loszukaufen[3].

Muhammad war ein Tatmensch, der sich weniger nach steifen doktrinären Formulierungen als nach den Notwendigkeiten des Lebens richtete. Daher hat ein *Notstand* – wenn auch nicht de jure, so doch de facto – eine dispensierende Wirkung. Die fünf Tagesgebete, die in der bestehenden Praxis vom Koran weder verordnet noch beschrieben sind, sondern auf der Tradition beruhen, werden durchaus nicht von allen Gläubigen und Gemeinden gleich rigoros verrichtet. Die unabwendbaren Lebensbedürfnisse oder höhere Interessen der Gemeinschaft haben Vorrang.

«Kann man etwa annehmen», fragt mit Recht ein europäischer Beobachter, «daß ein Fabrikarbeiter, wenn er abends in seine Wohnung zurückgekehrt ist, dauernd auf einmal alle vier oder fünf Gebete nachholt, die er während des Tages nicht verrichten konnte? Könnte er etwa während der kurzen Augenblicke seiner Entspannung die Zeit für mühsame Pflichten aufbringen, die neben einer Entspannung des Geistes auch eine nicht unerheb-

[2] *Sahihul-Buhari*, Buharijina zbirka hadisa. Knjiga 1, Sarajevo 1974, S. 60.

[3] Diese Ansicht wurde in neuerer Zeit u. a. von dem *Al-Azhar*-Gelehrten *'Abdulhalim Baḫīt* in der Kairoer Zeitung *Al-Aḫbar al-ǧadīda* (Frühjahr 1958) vertreten.

Zur Vorbereitung des internationalen missionarischen Kongresses und Pfingsttreffens, Pfingsten 1981 in Mainz, suchen die Veranstalter – Deutscher Katholischer Missionsrat (Missionswerke, Misereor, Adveniat, missionierende Orden und die deutschen Diözesen) – eine(n)

dynamische(n) Geschäftsführer(in)

Seine (ihre) Aufgaben:
Organisatorische Vorbereitung, Werbung und Management in Zusammenarbeit mit den Veranstaltern.

Die Persönlichkeit, die wir suchen, sollte wendig sein und organisieren können, journalistische Fähigkeiten und einen Sinn haben für publikationsbezogene Aufgaben; Briefe schreiben, Anträge gut formulieren und Verhandlungen geschickt führen können; etwas Erfahrung mit dem Thema Dritte Welt und Mission ist erwünscht, ebenso früheres Engagement in Jugendarbeit oder einer Studentengemeinde. Anstellung so bald als möglich.
Diese Tätigkeit ist eine Chance für Studienreferendare, die noch keine feste Anstellung erhalten konnten.
Angemessene Vergütung. Auch Aussicht für eine Anschlußtätigkeit in einem der Missionswerke.

Kurze, schriftliche Bewerbung an: Ordinariatsrat Hermann Mayer, Bischöfliches Ordinariat, Bischofsplatz 2, 6500 Mainz

Es folgt Einladung zum Anstellungsgespräch.

liche körperliche Anstrengung bedeuten? Nicht wenige versichern, genaugenommen mit Recht, daß das normale Verhalten in der Tat so ist».[4]

Die Fundamentalisten bürden, von irgendeinem orientalischen Traditionserbe veranlaßt, den Gläubigen manchmal «Pflichten» auf, die selbst der Praxis der Erstgemeinde zuwiderlaufen. Eine solche «Pflicht» ist etwa die Trennung der Geschlechter in der Moschee, die in der Erstzeit auch die Funktion der Schule ausübte. Glaubwürdige Traditionen besagen, daß die Frauen zu Muhammads Zeiten frei und ungehindert in der Moschee beten durften[5]. Die Fundamentalisten verlangen, völlig zu Unrecht, die Errichtung einer Trennwand oder eines Vorhangs, damit die Frauen von den Männern getrennt sind.

Vor allem die wahhabitische Theologie ist es, die zu einem veralteten und antiwissenschaftlichen Weltbild neigt. So trat einer ihrer führenden Vertreter, *Šeyh 'Abdul'azīz ibn Bāz,* ehemaliger Rektor der Islamischen Universität in Medina, erst vor kurzem gegen die Ermittlung der Anfangs- und Beendigungszeiten des Ramadan und der religiösen Feiertage auf Grund der *astronomischen Sichtbarkeit* des Mondes auf. Unter Berufung auf die Praxis der Erstgemeinde verlangte er, daß diese Ermittlung mit bloßem menschlichem Auge vorgenommen werde; andersartige Ermittlungsergebnisse seien kanonisch ungültig. Manche islamische Gemeinschaften, wie jene in der Türkei oder in Jugoslawien, bedienen sich seit Jahrzehnten der wissenschaftlichen Methoden, um ihren religiösen Kalender anzulegen und rechtzeitig genug den Interessenten zur Verfügung zu stellen. Anders wäre ihnen eine Zeitplanung nicht möglich. Die Buchstabenreiter unter den Theologen verschulden durch ihren sturen Standpunkt Jahr für Jahr ein Chaos, weil sie eine Vorausplanung verhindern und die Denkweise mancher Gläubigen auf eine primitive Dimension reduzieren. Geradezu tragisch ist es, daß diese Theologen in der von Mekka aus wirkenden *«Islamischen* Weltliga», deren Ehrgeiz es ist, die Geschicke des Weltislam zu lenken, ihren Stützpunkt mit ausgedehnten finanziellen Möglichkeiten gefunden haben.

Die von diesem Gremium vertretenen wahhabitischen Ansichten stiften unter den denkenden Gläubigen beträchtliche Verwirrung und rufen Widerspruch hervor. In der Wochenschrift *Aḫbār al-ʿālam al-islāmī,* dem Hauptorgan der Liga, erschien am 24. Dezember 1979 eine Entscheidung *(fetwā)* des *Šeyḫ 'Abdul 'azīz ibn Bāz,* in der die Ansicht vertreten wird, daß die Sunna, also das Beispiel Muhammads, eine regelrechte göttliche Offenbarung sei[6]. Neben dem Koran und einer so verstandenen Sunna kennt der wahhabitische Gelehrte nur noch eine Quelle der islamischen Kultus- und Rechtslehre: den *consensus doctorum* («Konsens der Gelehrten») oder *iǧmāʿ.* Die von der absoluten Mehrheit der Muslime anerkannte vierte Quelle, den *Analogieschluß (qiyās),* verwirft er als fragwürdig. Da bei der Anwendung dieser Rechtsfindungsmethode eher der Geist des Islam als ein festgeformtes Modell aus der Tradition zum Ausdruck kommt, läuft der Vorstoß des wahhabitischen Exegeten auf die Abwürgung jeglichen freien Gedankens im Lehrverständnis hinaus.

Die islamische Traditionslehre (ʿilm ul-ḥadīṯ) kennt keine Textkritik. Als einziger kritischer Gesichtspunkt trat die Überprüfung der Tradentenketten in Erscheinung. So ist die Tradition zu einem Sammelbecken aller möglichen Einschleusungen und Entlehnungen geworden. Diesen liegt meist eine politische, synkretistische oder sektiererische Tendenz zugrunde. Dies haben besonders die Forschungen der Orientalisten in überzeugender Weise gezeigt. Deshalb wird die Orientalistik in fundamentalistischen Kreisen des Islam verteufelt. Man wirft ihr auch vor – dies wohl mit Recht –, häufig mit dem Imperialismus und mit der christlichen Mission zusammengearbeitet zu haben. Wie sehr sich die fundamentalistischen Kräfte vor jeglichem freieren Verständnis der Tradition drücken, zeigt auch das Schicksal der *Internationalen Sīret-Konferenz,* eines im Zweijahresrhythmus tagenden Gelehrtengremiums, das sich mit den Fragen der auf Muhammad zurückgehenden Tradition befaßt[7]. Der ersten Sīret-Konferenz, die 1976 in Pakistan stattfand, wohnten mehrere namhafte Orientalisten und liberale muslimische Intellektuelle bei; die abgehaltenen Referate und Diskussionen waren z. T. von einem hohen akademischen Niveau. Ein ganz anderes Bild bot die dritte Sīret-Konferenz, die zum Hiǧra-Neujahr 1400 (20. November 1979) in Doha (Qatar) stattfand. Die Nichtmuslime und die liberalen Theologen waren von der Teilnahme ausgeschlossen; die Szene wurde von der wahhabitisch orientierten «Islamischen Weltliga» und ihren Leuten beherrscht. Lediglich der Teilnahme einiger ägyptischer Professoren war die Dynamik einzelner Gespräche und Diskussionen zu verdanken. Im großen und ganzen zeigt sich, daß die ursprünglich so großzügig gedachte und sich auf dem freien akademischen Boden bewegende Konferenz zu einem Instrument jener Kreise umfunktioniert worden ist, die die Tradition ungefähr auf dieselbe Stufe stellen wie den Koran.

Die Gebote Muhammads sind nach der allgemein anerkannten Lehre nicht etwa dadurch verbindlich, daß sie geoffenbart worden seien, sondern weil er in seinem freien Handeln den Geist des Korans wie niemand anders zu verwirklichen wußte und daher ein nachahmenswertes Beispiel bot. Er war im Alltag manchmal gezwungen, gewisse Direktiven oder Verbote zu erteilen. «Da Gott wußte», meint *Mūsā ibn ʿImrān,* «daß er in jedem Fall in seinem Sinne handeln werde, hat Er ihm die Entscheidung im einzelnen freigestellt»[8]. «Der Sachverständige», führt der Gelehrte folgerichtig aus, «darf handeln gemäß dem, was ihm in den Sinn kommt, insofern es von Gott vor Irrtum bewahrt ist. Die Maxime seines Handelns ist das Allgemeinwohl» *(maṣlaḥa)*[9].

Religion und Staat in einem?

Was für das Handeln des sachverständigen Gläubigen gilt, das gilt auch für das Handeln eines islamischen Staates. Beide, der einzelne wie die Gesellschaft, unterliegen durch ihr Bekenntnis zum Islam dem koranischen Gesetz, soweit es sich wirklich um ein solches handelt und nicht etwa um einen geschichtlichen Dokumentarbericht. Ein auf islamischen Prinzipien aufgebau-

[4] Vgl. Pierre *Rondot,* Der Islam und die Mohammedaner von heute, Stuttgart 1963, S. 27.

[5] Sahihul-Buhari (s. o.), S. 663–666.

[6] Wörtlich heißt es darin: «Es besteht kein Zweifel, daß die prophetische Tradition eine herabgesandte Offenbarung ist. Gott hat sie ebenso gehütet wie Er sein Buch (d. h. den Koran) gehütet hat.»

[7] Siehe dazu meinen Aufsatz «Disput über die Zukunft» in: Der gerade Weg (Wien) 1976, 4–6, S. 15f.

[8] Recherches d'Islamologie, Louvain 1977, S. 338.

[9] Ebda. S. 340.

UNBEKANNTES

UNBEKANNTES JAPAN

Vielleicht haben Sie deshalb schon einmal daran gedacht, selber einen Augenschein in diesem faszinierenden und vielseitigen Land zu nehmen.

Wir organisieren eine JAPAN-Reise vom 31. Juli bis 23. August 1980. Pauschalpreis Fr. 5950.–. Unser Prospekt verrät Ihnen mehr über dieses interessante Programm.

Ich wünsche unverbindlich das ausführliche JAPAN-Reiseprogramm.

NAME _____

ADRESSE _____

Einsenden an:
Reisebüro RAPTIM AG, Bd de Grancy 19
1006 Lausanne Tel. 021 27 49 27

tes Staatswesen ist eine Art Nomokratie, weil in ihm der Koran, also die göttliche Offenbarung, als Grundgesetz gilt. In der Gestaltung und Führung des Staates ist die Rolle des menschlichen Faktors dennoch vorrangig. Heißt es doch im Koran, daß der Mensch zum Stellvertreter Gottes auf Erden bestellt ist. Der Islam kennt keinen «Gottesstaat» *(civitas Dei)*, auch keine Kirche oder einen anderen göttlichen Mittler. Die Regierungsform der ersten vier Kalifen, die den Muslimen als Ideal vorschwebt, war eine Art vereinfachter Demokratie. Vom islamischen Staat als von einer Theokratie zu sprechen, ist daher nicht ganz richtig.

Der islamische Staat, wie ihn die Fundamentalisten verstehen, ist in verhängnisvoller Weise mit der in der fortschrittlichen Welt schon längst überholten Scholastik verquickt. Als solcher kann er kaum zu einer dauernden Alternative zu den pluralistischen Staaten unseres Zeitalters werden. Auf den Islam berufen sich heute verschiedene Staaten, deren Regierungssysteme voneinander erheblich abweichen. Ja, sie bekämpfen sich gegenseitig. Dies macht die Gläubigen ratlos. Die rücksichtslose Einbeziehung des Islam in die Politik beraubt diesen seiner inneren Unabhängigkeit. Sie macht ihn vielmehr zum Gefangenen, so daß das Wort des Glaubensverkünders, der Islam sei das oberste Handlungsprinzip des Gläubigen, keine Geltung mehr hat.

Die viel zu menschliche, wenn auch noch so sehr mit der Etikette des Islam versehene Politik und der nach dem Ideal der antiken oder mittelalterlichen Gesellschaft organisierte Strafvollzug sind es, die dem Islam heute mehr schaden als alle Missionstätigkeit und die der imperialistischen Liebedienerei verdächtige Orientalistik zusammen.

Fast ein Drittel aller Muslime in der Welt kann schon wegen ihrer geopolitischen Lage mit der Theorie, der Islam sei Religion und Staat *(dīn we-dewlet)* zugleich, nichts anfangen. Sie brächte sie vielmehr in die Gefahr, von ihren andersgläubigen Volksgenossen als potentielle Feinde angesehen zu werden. Sie verstehen daher den Islam als Religion, was er effektiv auch ist. Darin werden sie von der modernen islamischen Theologie, die die Fesseln der Scholastik und Kasuistik zusehends abzustreifen versucht, unterstützt.

Die Tugenden sind unteilbar. Wahrheitsliebe, Gerechtigkeit, Güte und alle anderen Tugenden haben einen unwandelbaren Stellenwert, ob sie nun für Muslime oder Nichtmuslime gelten. Es wäre religiös untragbar, wollte ein Muslim z. B. unter seinen Glaubensgenossen immer die Wahrheit sprechen, unter den Christen aber lügen. Die gute Tat setzt nicht das islamische Glaubensbekenntnis des Begünstigten voraus. Als Ibrahim (Abraham) von einem Magier um Gastfreundschaft gebeten wurde, sprach er: «Nur unter der Bedingung, daß du ein Muslim wirst.» Da ging der Magier von dannen. Gott aber offenbarte Ibrahim: «Seit fünfzig Jahren ernähre ich ihn trotz seines Unglaubens; willst du ihm nicht einen Bissen geben, ohne den Religionswechsel von ihm zu fordern?» Da ging Ibrahim jenem nach, bis er ihn erreichte, und bat ihn um Verzeihung. Als jener ihn nach dem Grund seines Tuns fragte, erzählte er ihm, was geschehen war, und der Magier nahm den rechten Glauben an.

Die fundamentalistischen Gelehrten des Islam täten gut daran, aus diesem Beispiel zu lernen. Leider werden manche von ihnen von einer politisch motivierten Exklusivität beherrscht, die den Islam in Mißkredit bringt. Viele von ihnen ereifern sich auch leicht über falsche Probleme. Typisch dafür ist die Politik der «Islamischen Weltliga» in Mekka, deren Kräfte sich im sinnlosen Kampf gegen religiöse Filme *(«Muhammad»* und *«ʿOmer al-Ḫaṭṭāb»)*, in einem billigen Antisemitismus und Antikommunismus oder in der Unterstützung von zweifelhaften politischen Gestalten wie Idi Amin von Uganda oder Bokassa von Zentralafrika erschöpfen.

Der Weltislam braucht weltoffene, weitblickende und humane Führer von hohem Bildungsniveau, um der ständig drohenden Gefahr zu entgehen, ins Mittelalter zurückzufallen oder in ein fragwürdiges ideologisches Fahrwasser zu geraten. Ohne konsequenten Humanismus und Weltoffenheit kann es keine wahre Renaissance des Islam geben.

Smail Balic, Wien

DER AUTOR, Dr. Smail Balic, ist als Muslim in Jugoslawien aufgewachsen und leitet heute das muslimische Sozialinstitut in Wien.

Glaubenskongregation und Konzilstexte

Ein Kommentar zur «Erklärung über einige Hauptpunkte der theologischen Lehre von Professor Hans Küng»

Trotz der Papierflut, die seit dem 18. Dezember – Datum der römischen Verurteilung Küngs – über die Lande wogt, trotz einer reichhaltigen Dokumentation, wie sie vom Sekretariat der Deutschen Bischofskonferenz verbreitet wurde, besteht schon über die faktischen Vorgänge noch immer keine volle Klarheit. Das gilt nicht zuletzt hinsichtlich der *Bemühungen des Ortsbischofs*, Dr. Georg *Moser*, vor und nach dem Entscheid bzw. hinsichtlich der deutschen und römischen Stellen und Persönlichkeiten, denen er sich jeweils gegenüber sah. Unsere Darstellung in *Nr. 1* (S. 4) samt ihren Mutmaßungen ging noch von der Meldung (und Chronik) der KIPA aus, wonach Bischof Moser bei seinem Rombesuch am 22./23. Dezember *vom Papst empfangen* worden sei. Erst aus Herbert Haags «Chronologie» (Die Zeit Nr. 4, 18. 1. 80, S. 10) war zu erfahren, daß dies *nicht* der Fall war[1] und somit ein «Tête-à-tête» mit dem Papst nicht nur Küng, sondern auch dem Bischof verwehrt wurde.[2]

Doch auch in den *Sachfragen* sind wir von der häufig gewünschten Klärung noch weit entfernt. Einen Beitrag dazu scheint uns die folgende Stellungnahme zu bieten. Sie geht direkt auf den Wortlaut der in der letzten Nr. (S. 5) abgedruckten Erklärung der Glaubenskongregation ein und konfrontiert deren Aussagen mit *Texten des II. Vatikanums*, auf die sich die Erklärung selber beruft.

Geht es dabei wesentlich um den Streitpunkt der Unfehlbarkeit und werden die weitherum mehr interessierenden und von den deutschen Bischöfen in den Vordergrund geschobenen Fragen der *Christologie* nur eben gestreift, so ist dazu folgendes festzuhalten: Weder hat die Glaubenskongregation in eigener Instanz, noch hat die deutsche Bischofskonferenz hierzu ein ihren Regeln entsprechendes Lehrprüfungsverfahren durchgeführt. – Der Verfasser, Prof. Dr. *Theodor Schneider*, katholischer Dogmatiker in Mainz, war seinerzeit an der von H. U. von Balthasar herausgegebenen *Diskussion über Hans Küngs «Christ sein»* (Mainz 1976) im Hinblick auf die Trinitätslehre beteiligt (S. 95–104). Seine neue Stellungnahme, deren Hauptteil wir hier wiedergeben, trägt im Original den Titel «Die malträtierte Glaubwürdigkeit»[3] und handelt in einem ersten Abschnitt von der Verknüpfung von *Zeugnis* (Inhalt der Heilsbotschaft) und *Bezeugung* (Weise der Vermittlung) angesichts der «Hitze» gegenwärtiger innerkirchlicher Gefechte. Er stellt dabei einige harte Fragen, z. B.: «Mußte Bischof Mosers mutige Aktion ins Leere laufen?» Ja, aus seiner eigenen engagierten Mitverfolgung der jahrelangen Auseinandersetzung mit Küng heraus fragt er zuerst ihn selber und dann erst die Glaubenskongregation an: «Ist der Verdacht abwegig, daß er – in falscher Einschätzung seiner Lage und Rolle – seine persönliche Glaubwürdigkeit als Wissenschafter letztlich doch höher eingestuft habe als die Glaubwürdigkeit der Sache des Evangeliums, der wir alle dienen wollen? Wo ist die Grenze zwischen Beharrlichkeit und Sturheit, zwischen Hartnäckigkeit und Eigensinn, zwischen recht haben und Rechthaberei? Aber diese nachdenkliche Frage richtet sich natürlich nicht nur nach Tübingen, sondern ebenso an die römischen Kontrahenten und ihre offizielle Stellungnahme.» *Red.*

Der Text der Erklärung der Glaubenskongregation vom 15. 12. 79 macht es dem aufmerksamen Leser nicht leicht, zu erkennen, daß und wie hier der glaubwürdigen und theologisch verantworteten Vermittlung des Evangeliums ein Dienst erwiesen wird. Nun erwartet wohl niemand, daß die Theologen und Bischöfe der römischen Glaubenskongregation die umfangreiche und differenzierte theologische Debatte des letzten Jahr-

[1] Auch die Fehlmeldung von einer gleichentags für Bischof *Mamie* gewährten Papstaudienz ist bis dato nicht dementiert worden.

[2] Um so gravierender erscheint im Rückblick die Meldung, daß sich der Papst wenige Tage zuvor mit Alterzbischof *Lefebvre*, der von Kardinal Šeper persönlich zu ihm «geleitet» wurde, «ausführlich unterhielt» (Kathpress Wien, 18. 12. 79 – im gleichen Dienst, der das Küng-Urteil brachte!).

[3] Voller Wortlaut in: KNA-Korrespondenz Nr. 2 vom 8. 1. 80

zehnts im einzelnen haben verfolgen können. Aber sollte nicht wenigstens der Grundansatz «auf der Höhe der Zeit» sein? Gleich der erste Satz des Dokuments aber eröffnet die defensive Gesamtperspektive, unter der hier geredet wird, nämlich die Sicht des Ersten Vatikanischen Konzils (1870): Daß «die Kirche von Gott den Auftrag erhalten (hat), das Glaubensgut zu bewahren und zu schützen» (vgl. DS 3018), ist unbestreitbar. Ebenso richtig ist, was das Vatikanum I so einseitig betont hat, daß zum Glauben (als Antwort des ganzen Menschen auf den Anruf Gottes) immer auch Glaubenslehre, d.h. die Aussagbarkeit und Satzhaftigkeit hinzugehört. Der Glaube als Existenzvollzug, um den es dem Neuen Testament vor allem geht, läßt sich beschreiben und muß vor allem auch seinen Bezugspunkt, das Christusereignis, in authentische Worte fassen können. Seit Augustinus sagen die Theologen deshalb, daß *fides qua* (Glaubensvollzug) und *fides quae* (Glaubensinhalt) unlöslich zusammengehören. Wenn man nun aber feststellt, daß im römischen Text insgesamt 11mal das Wort «Glaube» (für sich oder in Komposita) vorkommt, aber mit frappierender Ausschließlichkeit immer nur im Sinne von Glaubenslehre und Glaubenssatz, dann fragt man sich etwas betreten, wie in einem so brisanten Text die breite Neubesinnung auf den personalen Aspekt des Glaubens in der neueren Theologie und in den Dokumenten des letzten Konzils, also auf den «Glauben als Gläubigkeit» *(H. Volk)*, auf Glaube als gläubigen Lebensvollzug, so vollständig ausgeblendet und übergangen werden kann.

«Das Gesamtvolk Christi ist unfehlbar»

Dem widerspricht keineswegs die Beobachtung, daß im einleitenden Abschnitt unter Hinweis auf die Kirchenkonstitution des Vatikanum II gesagt ist, daß der «den Gläubigen übergebene Glaube ... im Leben immer voller» angewendet werden soll. Im Gegenteil, diese Feststellung lenkt die Aufmerksamkeit auf die – man muß schon sagen – ärgerliche Art und Weise, wie in der Erklärung der Glaubenskongregation auf das letzte Konzil Bezug genommen wird. Artikel 12 von «Lumen Gentium», der gleich im ersten Satz der römischen Erklärung herangezogen wird, beginnt mit den Worten: «Das heilige Gottesvolk nimmt auch teil an dem prophetischen Amt Christi, in der Verbreitung seines lebendigen Zeugnisses vor allem durch ein Leben in Glauben und Liebe ...» Die Intention dieser Konzilsaussage charakterisiert *A. Grillmeier* in seinem Kommentar zur offiziellen Textausgabe so: «In diesem Artikel (wie im ganzen II. Kapitel) geht es um eine Einbettung der kirchlichen Unfehlbarkeit (wie auch des Amtes) in das Ganze des Gottesvolkes. Im Bewußtsein der Gläubigen wie der Amtsträger war die Gabe der Unfehlbarkeit zu einseitig auf das Amt, und noch dazu auf einen vom Gesamtepiskopat isoliert gesehenen Primat des Papstes verlagert. Dies muß zu Passivität und Gleichgültigkeit gegenüber der Verantwortung am Wort Gottes führen. Der eigentliche Ort und Hort der Offenbarungs- und Heilswirklichkeit ist in der Schau des II. Vatikanums das Christusvolk als ganzes. Das Gesamtvolk Christi (die Amtsträger miteingeschlossen) ist unfehlbar ‹in credendo›, das aber nicht passiv, sondern aktiv verstanden werden muß, als tätiges Bewahren, als lebendiges Bezeugen, als immer tieferes Eindringen in den Glauben und als aktive Lebensgestaltung.»[4] Nachdem die römische Erklärung in (nur) leicht verfremdender, weil stark verkürzter Form auf diesen wichtigen Gedanken verwiesen hat, fügt sie unmittelbar den Satz an: «Das Lehramt der Kirche aber nimmt in der Ausübung dieses ihm allein anvertrauten schweren Amtes (vgl. II. Vatikanisches Konzil, Dogmatische Konstitution ‹Dei Verbum›, Nr. 10) die Tätigkeit der Theologen in Anspruch ...». Artikel 10 der Offenbarungskonstitution, auf den hier verwiesen wird, «schildert die Beziehung der Kirche zu Schrift und Überlieferung ... Er stellt zunächst heraus, daß Bewahrung und tätige Verwirklichung des Wortes Sache des ganzen Gottesvolkes, nicht bloß der Hierarchie sind. Die Kirchlichkeit des Wortes, von der hier ausgegangen wird, stellt also nicht einfach eine Lehramtlichkeit dar, sondern umfaßt die Gemeinschaft der Glaubenden insgesamt. Vergleicht man den Text mit dem entsprechenden Abschnitt der Enzyklika ‹Humani Generis› (DS 3886), so ist der Fortschritt unverkennbar. Dort war noch streng antithetisch gesagt, der göttliche Erlöser habe sein Wort ‹weder dem einzelnen Gläubigen, noch den Theologen als solchen zur authentischen Erklärung anvertraut, sondern einzig und allein dem Lehramt›. Das *soli magisterio* wird zwar hier im folgenden Abschnitt aufgenommen[5], aber der Kontext läßt nun klarwerden, daß die auf das Lehramt beschränkte Funktion der authentischen Auslegung ein spezifischer Dienst ist, der nicht das Ganze der Gegenwartsweise des Wortes umgreift, in der es eine unersetzliche Funktion gerade auch der Gesamtkirche, Bischöfe und Laien zusammen, gibt».[6]

Hält man den knappen Wortlaut der römischen Erklärung neben die beiden indirekt zitierten Stellen des II. Vatikanischen Konzils, stellt man mit Erstaunen fest, daß unter Berufung auf das Konzil so ziemlich das Gegenteil von dem behauptet wird, was das Konzil gesagt hat.

Es findet sich ein dritter Verweis auf das II. Vatikanum. Aus dem reichhaltigen Artikel 25 der Kirchenkonstitution über das Lehramt des Bischofs, der mit den Worten beginnt: «Unter den hauptsächlichen Ämtern der Bischöfe hat die Verkündigung des Evangeliums einen hervorragenden Platz. Denn die Bischöfe sind Glaubensboten, die Christus neue Jünger zuführen ...», wird der Nebensatz herausgepickt, daß sie dabei die ihrer Herde «drohenden Irrtümer wachsam» fernhalten.

Diese unbefriedigende Art des Umgangs mit Konzilstexten, solches selektive Zitieren und Kombinieren würde gewiß in jeder wissenschaftlichen Arbeit gerügt werden müssen. Handelt es sich nur um hastige Nachlässigkeit oder steckt Absicht und System dahinter? Beides täte der Glaubwürdigkeit des Vorgetragenen erheblichen Abbruch.

Sperrige Fakten der Glaubensgeschichte

Aber nicht nur im Blick auf die Einzelargumentation bleibt ein Unbehagen, sondern auch angesichts der *Gewichtung der Sachaussage:* Unfehlbarkeit in der Kirche. Hat die Überzeugung von der *Infallibilitas* in der Kirche wirklich jenen Stellenwert, den der römische Text ihr zuzuweisen scheint? Zunächst einmal sollten wir doch die Augen nicht vor der puren Selbstverständlich-

[4] LThK-Ergänzungsband I, Freiburg 1966, 189.

[5] «Die Aufgabe aber, das ... Wort Gottes *verbindlich* (!) zu erklären, ist nur dem lebendigen Lehramt der Kirche anvertraut», sagt die Konzilskonstitution. Auf diesen Satz spielt die römische Erklärung an.

[6] J. Ratzinger, Kommentar zu «Dei Verbum»: LThK-Ergänzungsband II, Freiburg 1967, 526f.

Studienreise nach Syrien

28. Sept. bis 10. Okt. 1980 (Wiederholung)

Der Schweiz. Heiligland-Verein und das Ostkirchenwerk «Catholica Unio» führen wieder unter der wissenschaftlichen Leitung von Herrn Prof. Dr. theol. Herwig Aldenhoven, Bern, eine Studienreise nach Syrien durch.
Schon die letztjährige Reise ist zu einer eindrücklichen Begegnung mit den christlichen Mitbrüdern in Syrien geworden. Daneben werden aber auch die wichtigsten Stätten der Antike und des Mittelalters sowie das heutige moderne Syrien besucht.

Das Programm in Stichworten:
Damaskus – Bosra (Antike) – Saidnaya (griechisch-orthodoxes Frauenkloster und größtes Muttergottesheiligtum Syriens in der Nähe von Damaskus) – Homs – Craque des Chevaliers (Kreuzfahrerburg aus dem 12. und 13. Jh., eine der besterhaltenen Burgen dieser Zeit) – Tartus (Kathedrale «Notre Dame de Tortose» aus der Kreuzfahrerzeit) – Lattakiya – Aleppo – Simeonsklosterburg mit Basilika des hl. Simeon des Säulenstehers (5. Jh. n. Chr.) – Er-Rsafa (Ruinenstadt Sergiopolis aus spätantiker und byzantinischer Zeit mit St.-Sergius-Basilika) – Thaura-Stauwerk am Euphrat (modernes Syrien) – Palmyra (Antike) – Damaskus.

Pauschalpreis Fr. 2470.– (alles inbegriffen).

Verlangen Sie den Detailprospekt bei

Orbis-Reisen St. Gallen
Bahnhofplatz 1, 9001 St. Gallen
Telefon (071) 22 21 33

keit verschließen, daß «Ausübung des Lehramtes» und «Unfehlbarkeit» keineswegs Synonyma sind! «Wir meinen die Tatsache, daß der kirchlichen Lehrautorität bei der Ausübung ihres Amtes Irrtümer unterlaufen können und unterlaufen sind. Daß so etwas möglich ist, hat die Kirche immer gewußt, in ihrer Theologie auch gesagt und Verhaltensregeln für eine solche Situation entwickelt.»[7] Natürlich sind feierliche Definitionen von Päpsten oder allgemeinen Konzilien nach kirchlicher Überzeugung von dieser Feststellung ausgenommen. Aber hier fängt das Problem ja erst an! Denn die vom I. Vatikanum definierte Möglichkeit einer päpstlichen «Ex-cathedra»-Entscheidung ist bisher ein einziges Mal in Anspruch genommen worden (1950 von Pius XII. bei der Definition der leiblichen Aufnahme Mariens in den Himmel). Und die wichtige interpretierende Ergänzung des Vatikanum II von der Unfehlbarkeit des Gesamtepiskopats wurde bisher offiziell nicht beansprucht. Bei allen vorausliegenden wichtigen Lehrentscheidungen der Kirche im langen geschichtlichen Überlieferungsprozeß ist gerade nicht von vornherein eindeutig klar und aus dem Text formell und unbezweifelbar zu erkennen, wie der verbindliche Sinn der oft sehr zeitbedingten und wechselnden Ausdrucksform zu entnehmen ist.

Was hilft das Pochen auf die Möglichkeit des unfehlbaren Lehramts angesichts der sperrigen Fakten der Glaubensgeschichte? Zum Beispiel ist der Ausdruck *homoousios* («wesensgleich dem Vater»), an den auch die römische Erklärung erinnert, im Kampf gegen Arius auf dem Konzil von Nizäa Feldzeichen der Rechtgläubigkeit, 60 Jahre vorher im modalistischen Kontext der Lehre des Paulus von Samosata als häretisch verurteilt worden. *«Jeder der Grundbegriffe der Trinitätslehre ist einmal verurteilt worden ...; sie gelten nur, indem sie gleichzeitig als unbrauchbar gekennzeichnet sind, um so als armseliges Gestammel – aber auch nichts mehr – zugelassen zu werden.»*[8] Auch Thomas von Aquin entging der Verurteilung als Häretiker nur durch seinen vorzeitigen Tod. Dafür wurde Richard Knapwell, sein Schüler, 1286 exkommuniziert und amtsenthoben wegen der von ihm vertretenen thomanischen Anthropologie, die von Pius X. und Pius XI. Anfang des 20. Jahrhunderts offiziell als kirchliche Lehre vorgeschrieben wurde (DS 3616, 3665f.) Die Erklärung über die Religionsfreiheit des II. Vatikanums (Nr. 2) verkündet feierlich die von Papst Gregor XVI. 1832 als «absurde Wahnidee» (DS 2730) abgelehnte Gewissensfreiheit. Die Dogmengeschichte ist reich an ähnlichen Beispielen, die alle gewiß nicht gegen die grundsätzliche Überzeugung von der «Infallibilitas» der Kirche in ihren verbindlichen Glaubensäußerungen ins Feld geführt werden können, die aber ernstgenommen werden wollen und bei der Interpretation der Aussagen des I. und II. Vatikanischen Konzils nicht ausgeblendet werden dürfen.

Natürlich sind dies unzureichende Andeutungen zu einem komplexen theologischen Problemfeld! Sie haben hier die Funktion einer dringlichen Bitte: Wir alle müssen uns davor hüten, nun doch wieder theologische Sachprobleme, die sich (nicht durch die Willkür einzelner Theologen, sondern) durch den Prozeß der lebendigen Glaubensüberlieferung selber stellen, zu verdrängen, statt sie in gemeinsamer geduldiger Bemühung aller Verantwortlichen einer sachgerechten und glaubwürdigen Lösung näherzuführen.

Theodor Schneider, Mainz

[7] Schreiben der deutschen Bischöfe an alle, die von der Kirche mit der Glaubensverkündigung beauftragt sind, Trier 1967, 12.

[8] J. Ratzinger, Einführung in das Christentum, München 1968, 133.

Protestanten «mitbetroffen»

Erklärung schweizerischer protestantischer Universitätstheologen zur Maßregelung Hans Küngs

Die unterzeichneten Professoren und Dozenten der schweizerischen evangelisch-theologischen Fakultäten haben mit Betroffenheit Kenntnis genommen von dem aus Rom gegen Professor Hans Küng (Tübingen) verfügten Entzug der kirchlichen Lehrbefugnis.

Gerade weil uns die ökumenische Verpflichtung und Verbundenheit in unserer theologischen Arbeit wichtig geworden ist, können wir hier nicht unbeteiligte Zuschauer sein. Wir sind um so mehr mitbetroffen, als das Vorgehen gegen Hans Küng höchst bedauerliche negative Auswirkungen auf das ökumenische Klima in unserem Land nach sich ziehen muß. Hans Küng ist bei uns für weite Kreise der bekannteste Exponent der ökumenischen Öffnung in der römisch-katholischen Kirche. Dabei ist er uns Protestanten im Gespräch immer mit deutlicher Betonung als katholischer Theologe begegnet. Er hat aus seiner katholischen Überzeugung auch uns oft kritische und herausfordernde Fragen gestellt. Er hat gerade damit in unserem Land das ökumenische Gespräch befruchtet und vorangetrieben. Das gegen ihn verfügte kirchliche Lehrverbot droht die Freiheit und Offenheit theologischer Forschung und ökumenischer Praxis zu lähmen.

Wir versichern Hans Küng unserer ökumenischen Solidarität. Wir stellen uns an die Seite unserer römisch-katholischen Kollegen in den schweizerischen theologischen Fakultäten in ihrer Stellungnahme zur Maßregelung Hans Küngs. Wir bitten die schweizerischen Bischöfe, alles zu tun, damit der ökumenische Dialog und die ökumenische Zusammenarbeit in unserem Land nicht bleibenden Schaden nehmen.

A. Lindt, Dekan, Bern
W. Neidhart, Dekan, Basel
H. H. Schmid, Dekan, Zürich
O. Fatio, Dekan, Genf
S. Amsler, Dekan, Lausanne
A. de Pury, Dekan, Neuenburg

Dieser Erklärung schließen sich durch ihre Unterschrift an: J. J. von Allmen, Neuenburg; G. Bader, Zürich; B. Balscheit, Basel; H. Baltensweiler, Basel; M. Barth, Basel; P. Barthel, Neuenburg/Bern; W. Bernet, Zürich; W. Bieder, Basel; H. Bietenhard, Bern; K. P. Blaser, Lausanne; F. Bovon, Genf; R. Brändle, Basel; E. Buess, Basel; F. Buri, Basel; F. Büsser, Zürich; J.-M. Chappuis, Genf; J. Courvoisier, Genf; R. Dellsperger, Bern; G. Ebeling, Zürich; H. d'Espine, Genf; E. Fuchs, Genf; H. van der Geest, Zürich; H. Geisser, Zürich; U. Gerber, Basel; P. Gisel, Lausanne; K. Hammer, Basel; V. Hasler, Bern; A. Jäger, Basel; E. Jenni, Basel; M. Jenny, Zürich; J.-D. Kaestli, Lausanne; C. Keller, Lausanne; M. A. Klopfenstein, Bern; F. J. Leenhardt, Genf; R. Leuenberger, Zürich; Ch. Link, Bern; G. W. Locher, Bern; J. M. Lochman, Basel; U. Luz, Göttingen/Bern; V. Maag, Zürich; R. Martin-Achard, Genf; Ch. Maurer, Bern; B. Morel, Genf; Th. Müller, Bern; H. Ott, Basel; K. Otte, Basel; H. van Oyen, Basel; E. Peter, Lausanne; R. Pfister, Zürich; Ph. Reymond, Genf; A. Rich, Zürich; H. Rihgeling, Bern; W. Rordorf, Neuenburg; H. Ruh, Bern; L. Rumpf, Lausanne; E. Saxer, Bern; A. Schindler, Bern; G. Schmid, Zürich; M. A. Schmidt, Basel; H. Scholl, Bern; S. Schulz, Zürich; E. Schweizer, Zürich; J. Schweizer, Basel; Ch. Senft, Lausanne; K. Seybold, Basel; J. J. Stamm, Bern; O. H. Steck, Zürich; H. J. Stoebe, Basel; Th. Strohm, Zürich; M. Wagner, Basel; H. Weder, Zürich; K. Wegenast, Bern; G. Widmer, Genf; H. Wildberger, Zürich; A. Wyler, Genf; E. Zbinden, Bern; W. Zoss, Lausanne; E. Zsindely, Zürich; J. Zumstein, Neuenburg.

ORIENTIERUNG

Herausgeber: Institut für weltanschauliche Fragen
Redaktion: Ludwig Kaufmann, Karl Weber, Jakob David, Albert Ebneter, Mario v. Galli, Robert Hotz, Clemens Locher, Josef Renggli, Josef Rudin
Ständige Mitarbeiter: Paul Erbrich (München), Raymund Schwager (Innsbruck), Pietro Selvatico (Fribourg)
Anschrift von Redaktion und Administration: Scheideggstr. 45, CH-8002 Zürich, ✆ (01) 201 07 60
Bestellungen, Abonnemente: Administration
Einzahlungen: «Orientierung, Zürich»
Schweiz: Postcheck Zürich 80-27842
Schweiz. Kreditanstalt Zürich-Enge Konto Nr. 0842-556967-61
Deutschland: Postscheckkonto Stuttgart 6290-700
Österreich: Postsparkasse Wien, Konto Nr. 2390.127
Italien: Postscheckkonto Rom Nr. 29290004
Abonnementspreise 1980:
Schweiz: Fr. 32.– / Halbjahr Fr. 17.50 / Studenten Fr. 24.–
Deutschland: DM 35,– / Halbjahr DM 19,50 / Studenten DM 26,–
Österreich: öS 260,– / Halbjahr öS 150,– / Studenten öS 180,–
Übrige Länder: sFr. 32.– plus Versandkosten
Gönnerabonnement: Fr./DM 40.–. (Der Mehrbetrag wird dem Fonds für Abonnemente in Ländern mit behindertem Zahlungsverkehr zugeführt.)
Einzelexemplar: Fr. 1.80 / DM 2,– / öS 15,–

AZ
8002 Zürich

Nachdruck nur mit Genehmigung der Redaktion